

Dokumentation

# Leuchtturm-Projekt

## PflegeKinderDienst



## **IMPRESSUM**

Landschaftsverband Rheinland  
LVR-Dezernat Jugend  
50663 Köln  
Tel 0221 809-0  
Fax 0221 809-4066

## **Redaktion**

Ursula Hugot  
LVR-Landesjugendamt  
Tel 0221 809 6765  
Mail ursula.hugot@lvr.de

Andreas Sahren  
Landeshauptstadt Düsseldorf  
Pflegekinderdienst u. Adoptionsvermittlungsstelle  
Tel 0211 899-6467  
Fax 0211 892-9557  
Mail andreas.sahren@duesseldorf.de

## **Internet**

[www.lvr.de](http://www.lvr.de)

Veröffentlicht Juli 2011

## **Autorin**

Judith Pierlings  
Universität Siegen  
Zentrum für Planung und Evaluation  
Sozialer Dienste (ZPE)  
Tel 0271 7403436  
Mail judith.pierlings@uni-siegen.de

## **Layout und Gestaltung**

Stefanie Hochum

## **Druck**

LVR-Druckerei

## **Bestellung über**

Bestellservice des LVR-Landesjugendamtes  
Frau Breyer  
Tel 0221 809-4022  
Mail hendrika.breyer@lvr.de



## Grußwort

### von Reinhard Elzer, LVR-Dezernent Jugend

Mit der vorliegenden Dokumentation des Forschungsprojektes „Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst“ ist ein weiterer Schritt zur Unterstützung der Qualifizierung und Professionalisierung im Bereich der Fremdunterbringung in Vollzeitpflege von Kindern und Jugendlichen getan.

Das Projekt wurde aus Fördermitteln der Sozial- und Kulturstiftung des Landschaftsverbandes Rheinland und durch Eigenmittel der Landeshauptstadt Düsseldorf realisiert. Darüber hinaus haben die beteiligten Kommunen Bornheim, Duisburg, Düsseldorf und Kamp-Lintfort umfangreiche Personal- und Zeitrressourcen zur Verfügung gestellt. Unter der Leitung der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen wurde das Projekt über zwei Jahre umgesetzt.

Diese praxisorientierte Arbeitshilfe zur Vollzeitpflege enthält neben der Darstellung der zentralen Ergebnisse zahlreiche Auszüge des erhobenen Interviewmaterials. Diese Sequenzen begründen die formulierten Standards sehr anschaulich und beeindruckend. Sie stellt eine Messlatte zur Überprüfung der Qualität und der Standards in den einzelnen Kommunen dar.

Durch das vielfältige Zusammenwirken konnte eine Brücke zwischen ehemaligen Pflegekindern, Wissenschaft und Fachpraxis geschlagen werden.

Besonderer Dank gilt den ehemaligen Pflegekindern, die die Bereitschaft und den Mut aufgebracht haben, sich für die Interviews zu öffnen. Sie gaben die Hinweise, mit denen Forscher und Praktiker kritisch Standards beschreiben konnten.

Ich freue mich, Ihnen hiermit den Abschlussbericht des Leuchtturm-Projektes PflegeKinderDienst zur Verfügung stellen zu können und hoffe, dass die Weiterentwicklung des Pflegekinderwesens einen starken Impuls erhält und sich die Qualitätsstandards in den Kommunen an den Ergebnissen dieser Studie orientieren. Das LVR-Landesjugendamt wird auf Basis dieser Ergebnisse die Qualitätsentwicklung im Pflegekinderwesen weiter intensiv begleiten.

Ich bedanke mich ausdrücklich bei allen Beteiligten, die engagiert, selbstkritisch und offen mitgewirkt haben.

**Reinhard Elzer**  
Landesrat  
LVR-Dezernent Jugend  
Leiter des Landesjugendamtes Rheinland



**Teil I: Einführung in das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst**

<b>1 Einleitung</b>	7
Das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst – Entstehung, Aufbau, Hintergrund	8
Exkurs: Wie kommen wir zu Standards in der Pflegekinderhilfe? – Klaus Wolf	11
<b>2 Theoretische Rahmung</b>	14
Die Belastungs-Ressourcen-Balance	14
Schlüsselkategorien der bisherigen Forschungsprojekte	15

**Teil II: Zentrale Projektergebnisse**

<b>3 Zwischen zwei Familien</b>	19
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	19
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	24
<b>4 Herkunft und Biografie</b>	27
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	27
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	33
<b>5 Besuchskontakte</b>	35
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	35
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	40
<b>6 Verwandtenpflege – Judith Pierlings und Dirk Schäfer</b>	43
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	44
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	48
<b>7 Pflegekinder und ihre Geschwister</b>	50
Pflegekinder und ihre leiblichen Geschwister	50
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	51
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	57
Pflegekinder und ihre „sozialen Geschwister“	59
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – erste Überlegungen	61
<b>8 Beendigung eines Pflegeverhältnisses und Nachbetreuung</b>	62
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	62
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	66

<b>9 Normalitätserleben und Familienbilder von Pflegekindern – Dirk Schäfer</b>	<b>68</b>
Die Perspektive des Pflegekindes – Aufgaben, Belastungen, Ressourcen und Umgangsstrategien	68
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	74
<b>10 Wie nehmen Pflegekinder professionelle Dienste wahr?</b>	<b>76</b>
Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien	76
Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards	82
<b>11 Zusammenfassung der Ergebnisse</b>	<b>85</b>
Anmerkungen zum Abschluss – Klaus Wolf	88
<b>12 Literatur</b>	<b>90</b>

# Teil I

## Einführung in das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst







## 1 Einleitung

Am Beginn des Berichtes soll der Dank an alle Akteure stehen, die das „Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst“ möglich gemacht und zu seiner Verwirklichung beigetragen haben. Das Besondere an diesem Projekt sind die biografischen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern. Sie sind die Basis für die Arbeit in den Workshops, für die erarbeiteten Qualitätsstandards und somit auch für diesen Bericht. Unseren Gesprächspartnern gilt an dieser Stelle daher ein ganz besonderer Dank. Durch ihre Bereitschaft, mit uns zu sprechen und uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen, lieferten sie eine reichhaltige Grundlage für die Weiterentwicklung der Qualität in der Arbeit mit Pflegekindern und ihren Familien. In den vergangenen zwei Jahren hatten wir die Möglichkeit, eine Vielzahl von außergewöhnlichen und interessanten jungen Erwachsenen zu treffen und Begegnungen zu haben, die jede für sich besonders und eindrucksvoll waren.

Ein großer Dank gilt auch unseren Projektpartnern. Dem LVR-Landesjugendamt und dem Jugendamt der Landeshauptstadt Düsseldorf als Institutionen für die Bereitstellung der finanziellen Mittel. Aber auch den zugehörigen Personen. Frau Hugot und Herrn Nörtershäuser vom LVR-Landesjugendamt sowie Herrn Sahnen vom Pflegekinderdienst der Stadt Düsseldorf sei für die intensive Unterstützung in allen Projektphasen und die redaktionelle Bearbeitung des vorliegenden Berichts herzlich gedankt. Frau Hochum vom LVR gilt ein Dank für das Layout und die grafische Gestaltung des Abschlussberichtes.

Die Kolleginnen und Kollegen aus den Modellregionen haben das Projekt durch die Kontakte zu den Interviewpartnern, aber vor allem durch ihre intensive Mitarbeit in den Werkstatttreffen, ihre fachliche Kompetenz und ihre Bereitschaft, zeitliche Ressourcen und viel Professionalität einzubringen, entscheidend geprägt. Hierfür und für die sehr gute Zusammenarbeit bei der Erstellung des Abschlussberichts ein großer Dank.

Mein Dank gebührt Klaus Wolf und besonders Dirk Schäfer für die große Unterstützung bei der Planung und Durchführung der Werkstatttreffen, der Auswertung des Interviewmaterials sowie der Zusammenführung der Ergebnisse und der Erstellung des vorliegenden Berichts. Andrea Dittmann sei für die

Unterstützung bei der konzeptionellen Planung der Werkstatttreffen sowie die Möglichkeit der Reflektion im Projektverlauf gedankt. Die Kolleginnen und Kollegen der Forschungsgruppe Pflegekinder waren als Gesamtheit eine große Unterstützung in den vergangenen zwei Jahren, dafür ein Dank. Hier sei besonders Sabrina Blume gedankt, die durch viel Arbeit am Interviewmaterial einen wichtigen Beitrag zum Gelingen des Projekts geleistet hat.

### **Überblick über den Bericht und einige formale Anmerkungen**

In dem hier vorliegenden Abschlussbericht werden der Verlauf und die Ergebnisse des zweijährigen Forschungsprojektes „Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst“ vorgestellt. Zusätzlich soll mit diesem praxisrelevanten Bericht eine Arbeitshilfe für die konkrete Praxis zur Verfügung gestellt werden. Der Bericht gliedert sich in zwei Teile:

Im ersten Teil werden der Hintergrund des Projektes sowie die einzelnen Projektphasen vorgestellt. Dabei wird auch ein Blick auf das methodische Vorgehen und die Arbeitsschritte hin zu den konkreten Qualitätsstandards geworfen. Der erste Teil schließt mit einer theoretischen Rahmung des Projektes sowie Ausführungen über zentrale Schlüsselkategorien, die sich aus der Arbeit der Forschungsgruppe Pflegekinder bisher ergeben haben.

Im zweiten Teil folgt dann die konkrete Vorstellung der Themen, die im Projekt bearbeitet wurden. Die Vorstellung erfolgt in einem Dreischritt. Zunächst werden Belastungen und Ressourcen, die die ehemaligen Pflegekinder benennen, aufgezeigt. Aus diesen werden dann Fachaussagen zu professionellen Haltungen innerhalb der Arbeit mit Pflegekindern abgeleitet und in einem weiteren Schritt konkrete Ziele für die Arbeit und dafür nötige Qualitätsstandards benannt.

Die einzelnen Kapitel folgen dabei stets diesem Aufbau und sind dadurch jeweils einzeln lesbar. Durch dieses Vorgehen erhoffen wir uns eine gute Nutzbarkeit des Berichts in der alltäglichen Arbeit eines Pflegekinderdienstes. Durch grafische Hervorhebungen sind sowohl die Zitate als auch die konkreten Ziele für die Arbeit sowie die entsprechenden Empfehlungen direkt zu erkennen.



Kennzeichnet die Zitate aus den Interviews mit den Pflegekindern



Kennzeichnet die entwickelten Qualitätsstandards

Durch diese Struktur entstehen zwar mitunter Redundanzen zwischen den einzelnen Kapiteln, diese sind aber bewusst eingegangen worden, um die beschriebene Nutzbarkeit des Berichts zu ermöglichen.

An einigen Stellen im Bericht sind Beiträge anderer Autoren (Dirk Schäfer und Klaus Wolf) zu lesen. Dieser Wechsel der Autoren ist an den entsprechenden Stellen gekennzeichnet.

Zur besseren Lesbarkeit des Berichts wurde in den meisten Fällen die männliche Sprachform verwendet. Es sei darauf hingewiesen, dass bei den Beiträgen sowohl die männliche als auch die weibliche Schreibform gemeint ist.

### **Das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst – Entstehung, Aufbau, Hintergrund**

Das Pflegekinderwesen in Deutschland ist – trotz Forderungen nach einheitlichen Rahmenbedingungen und der Weiterentwicklung von Qualitätsstandards<sup>1</sup> – gekennzeichnet von großer Vielfalt. Oft arbeiten Pflegekinderdienste, die örtlich nicht weit voneinander entfernt liegen, sehr unterschiedlich. Unterschiede zeigen sich beispielsweise in der Struktur der Pflegekinderdienste, die sich etwa in der Frage nach der Fallführung, in der personellen Ausstattung der Dienste oder auch in der Fallzahl pro Mitarbeiter niederschlagen.<sup>2</sup> Auch die Konzeptionen der Dienste variieren stark. Hinzu kommen Haltungen und persönliche Überzeugungen der Mitarbeiter Sozialer Dienste, die ihre Arbeit prägen und sich nur schwer verändern lassen. Viele dieser Sichtweisen basieren auf individuellen beruflichen Erfahrungen. Hierzu gehören beispielsweise sehr grundsätzliche Überzeugungen zur getrennten oder gemeinsamen Unterbringung von Geschwistern oder rigide Vorstellungen zur Vermittlungspraxis. Zeitgleich haben die Pflegefamilien – in ihren verschiedenen

Ausgestaltungsformen – eine bedeutsame Rolle innerhalb der Hilfen zur Erziehung.<sup>3</sup> Vor diesem Hintergrund ist es daher umso wichtiger, gut begründete und empirisch gestützte Qualitätskriterien zu erarbeiten und diese festzuhalten, um Pflegekindern nach einem schwierigen Start ins Leben gute Entwicklungschancen zu ermöglichen. Darüber hinaus können gut begründete Standards auch den Pflegeeltern Sicherheit und Orientierung in ihrer anspruchsvollen Tätigkeit geben und den Mitarbeitern der Pflegekinderdienste beispielsweise in unausweichlichen Kostendebatten zusätzlich als Argumentationshilfe dienen.

Wie ist es aber möglich, solche fachlichen Standards so zu erarbeiten, um die bestehenden Schwierigkeiten tatsächlich zu verändern und Akzeptanz in der Praxis zu finden? Mögliche Barrieren auf dem Weg zu einem Transfer in die Praxis müssen dabei ebenso bedacht werden, wie die notwendige Bereitschaft zu einer tatsächlichen Veränderung. Optionen, bei denen Empfehlungen aus einer rein wissenschaftlichen Perspektive in die Praxis getragen werden und die dabei Bedürfnisse von Mitarbeitern aus Pflegekinderdiensten nicht angemessen berücksichtigen, scheinen genauso wenig erfolgversprechend, wie etwa übergeordnete Kommissionen – beispielsweise auf Länderebene – die Vorschläge in die Praxis geben.

Vor diesem Hintergrund startete im Juli 2009 das „Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst“ – ein Modellprojekt zur Steigerung der Wirksamkeit der Pflegekinderdienste. Das zweijährige Forschungsprojekt ist eine Kooperation zwischen der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen, dem Landschaftsverband Rheinland (LVR), dem Jugendamt und den Pflegekinderdiensten der Landeshauptstadt Düsseldorf sowie den Pflegekinderdiensten der drei weiteren Modellregionen Bornheim, Kamp-Lintfort und Duisburg.

1 Vgl. hierzu Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe (2010), Landschaftsverband Rheinland (2009), Wolf (2008), Pierlings (2010)

2 Vgl. hierzu für das Rheinland: LVR (2007)

3 Vgl. ebd. sowie Schilling, Fendrich, Pothmann, Wilk (2010), S.16 ff.



## Projektziele und Projektaufbau

Basierend auf biografischen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern und in enger Kooperation mit den fachlich ambitionierten Fachberatern der vier Modellregionen, war das Ziel des Projektes, die Arbeit professioneller Pflegekinderdienste weiterzuentwickeln und empirisch gestützte Qualitätsstandards für die Pflegekinderhilfe zu erarbeiten. Durch die Auswertung der Interviews wurden dabei konkrete, empirisch gestützte Indikatoren für Ressourcen herausgearbeitet. Diese

können primär den Pflegekindern selbst, aber auch den Pflegeeltern, den Herkunftsfamilien und weiteren Akteuren durch professionelle Dienste zugänglich gemacht werden, um eine gute Entwicklung der Kinder auch unter besonderen Belastungen zu ermöglichen. Gerade die Perspektive der Pflegekinder als Experten ihrer eigenen Biografie bietet eine gute Möglichkeit, einer Weiterentwicklung und Absicherung der Qualität im Pflegekinderwesen näher zu kommen. Die folgende Skizze zeigt den Projektverlauf im Detail.





### Die Interviewphase – Erhebung und Aufbereitung des Materials

Insgesamt wurden in diesem Projekt 41 biografisch-narrative Interviews<sup>4</sup> mit ehemaligen Pflegekindern geführt. Die Gruppe der Gesprächspartner umfasste 24 Frauen und 17 Männer im Alter von 18 bis 39 Jahren. Der Kontakt zu den Gesprächspartnern wurde in erster Linie mit Hilfe der Kooperationspartner in den jeweiligen Modellregionen hergestellt.<sup>5</sup> In einer ersten Kontaktaufnahme durch die Interviewer der Forschungsgruppe wurden mögliche Fragen geklärt und ein Ort vereinbart, an dem das Gespräch in Ruhe und einer für den Gesprächspartner passenden und angenehmen Atmosphäre stattfinden konnte. Zu einem Großteil fanden die Interviews in der Wohnung unserer Gesprächspartner statt. Aber auch öffentliche Orte, wie etwa Cafés, bewährten sich als geeignete Treffpunkte für ein Interview. Im Kontext der grundsätzlichen Klärung wurden die Interviewpartner über die Anonymisierung ihrer Daten sowie die unterschiedlichen Möglichkeiten der Weiterverwendung – Nutzung schriftlicher Zitate oder Audiozitate – informiert. Diese Vereinbarung wurde zudem in Form einer schriftlichen Einverständniserklärung fixiert.

Basierend auf einer allgemeinen Erzählaufforderung wurden die Interviewpartner zu Beginn der Interviews zunächst eingeladen, ihre individuelle Lebensgeschichte zu erzählen. In dieser Phase des Interviews ließen sich die Interviewer ganz auf die Erzählung ihres Gegenübers ein, folgten der individuellen Rekonstruktionsleistung und versuchten die Dramaturgie des Erzählten nachzuvollziehen und zu verstehen. Durch weitere Erzählanregungen und immanente Fragen wurde versucht, die Interviewpartner zu weiteren Erzählungen zu ermutigen. In einem zweiten – stärker fokussierten – Teil des Interviews wurden die Gesprächspartner auch nach Themen wie beispielsweise der Zusammenarbeit mit dem Hilfesystem, der Hilfeplanung, möglichen Empfehlungen an Soziale Dienste oder dem Beginn und der Beendigung des Pflegeverhältnisses gefragt. Auch in diesem Teil des Interviews lag der Fokus darauf, durch die offenen Fragen Erzählungen auszulösen. In einem letzten Schritt wurden die Interviewpartner gebeten, auf einem Zeitstrahl – von der Geburt bis heute – die für sie wichtigen Stationen ihres Lebens einzuzichnen, diese zu bewerten und zudem zu vermerken,

an welchen Stellen Soziale Dienste „auf der Bühne ihres Lebens“ auftauchten. Dieses Vorgehen löste zum einen nochmals weitere Erzählungen aus, eröffnete aber auch einen Zugang zu expliziten Deutungen und Erklärungen über die eigene Biografie.

Die Interviews dauerten zwischen anderthalb und über drei Stunden und erfassten das Erleben über den gesamten bisherigen Lebensweg. Die gewählte Perspektive bietet dadurch einen Einblick in Sozialisationsverläufe und in Lebens- und Lernfelder der ehemaligen Pflegekinder. Die Gesprächspartner berichten zudem auch über ihre Erfahrung mit Herkunfts- und Pflegefamilie sowie mit Sozialen Diensten und weiteren Institutionen. Somit bietet sich die Möglichkeit zu betrachten, welche Prozesse in diesem Kontext misslungen oder aber auch gelungen sind.

Die auf Tonträger aufgezeichneten Interviews wurden im weiteren Verlauf mehrmals angehört und dann vollständig oder in Teilen transkribiert. Hierbei wurden sämtliche persönliche Daten und Angaben anonymisiert. Im weiteren Verlauf der Aufbereitung des Materials wurde ein individueller Zeitstrahl für das jeweilige Interview erstellt, der zentrale Daten aus dem Interview umfasste und gleichzeitig die Punkte, die der Interviewpartner selbst als bedeutsam aufgegriffen hatte, abbildete. So entstand ein erster Überblick über die jeweilige Biografie. Zusätzlich wurde ein Fragebogen ausgefüllt, der die zentralen Aspekte des Interviews sowie kurze Beschreibungen der Interviewsituation und der Gesprächsatmosphäre umfasste.<sup>6</sup>

In der weiteren Aufbereitung wurden die Interviews nach Themen kategorisiert. Dies erfolgte vor allem vor dem Hintergrund der „Belastungs-Ressourcen-Balance“, also der Betrachtung der Relation von Belastungen und Ressourcen in der individuellen Biografie.<sup>7</sup> Hier wurden Themen betrachtet, die vor allem für die professionellen Dienste und deren Zusammenarbeit mit den Pflegekindern von Bedeutung sind und die Frage berücksichtigen „Welche Ressourcen können

4 Zur Methode des narrativen Interviews vgl. Glinka (2003)

5 Einige wenige Gesprächspartner meldeten sich auch aufgrund von Zeitungsberichten im Kontext der Auftaktveranstaltung.

6 Zusammen mit den Interviews aus der „Pilotstudie zum Aufwachsen in Pflegefamilien“ sowie dem Projekt „Pflegekinderstimme“ entsteht bei der Forschungsgruppe Pflegekinder auf diese Weise eine umfassende Datenbank, die rund 100 biografische Interviews mit ehemaligen Pflegekindern umfasst. Zu einigen wenigen Unterpunkten des vorliegenden Berichts wurden ergänzend Zitate aus den anderen beiden Forschungsprojekten genutzt. Der überwiegende Teil der verwendeten Interviews entstand im Rahmen des Leuchtturmprojekts.

7 Vgl. hierzu die Ausführung zur theoretischen Rahmung in diesem Kapitel.



Fachkräfte zugänglich machen?“ beziehungsweise „Welche Belastungen erleben Pflegekinder, die von Fachkräften abgemildert werden können?“

## **Die Werkstattphase – auf dem Weg zu den Standards**

Die anschließende Werkstattphase gliederte sich in fünf Arbeitstreffen pro Modellregion.

Um dem Anspruch des Projektes – Erarbeitung von Handlungsempfehlungen in Koproduktion mit der Praxis – gerecht zu werden, wurde in einem ersten Workshop vor allem die Themenfindung in den Mittelpunkt gestellt. Dabei lieferten die Interviews, ergänzt durch die fachliche Einschätzung der Fachkräfte, die Grundlage für die Entscheidung, welche Themen im folgenden Jahr diskutiert werden sollten. Gemeinsam wurde eine Prioritätenliste erarbeitet, wobei neben der Berücksichtigung von zentralen Themen – wie beispielsweise das intensiv nachgefragte Thema Besuchskontakte – eine möglichst breite Themenstreuung zwischen den einzelnen Werkstattteams berücksichtigt wurde.

In den jeweils verbleibenden vier Werkstatttreffen wurden die ausgewählten Themen dann mit dem konkreten Blick auf Handlungsempfehlungen für die weitere Praxis bearbeitet.

Hierzu wurden die Eindrücke aus den Interviews – unterstützt durch schriftliche Zitate sowie Audiozitate – zu dem jeweiligen Thema des Treffens durch die Referenten vorgestellt. Auch hier wurden wieder besonders die Belastungen und Ressourcen, die von den Interviewpartnern beschrieben wurden, in den Blick genommen. In der weiteren Bearbeitung des Materials wurden den Teilnehmern Interviewsequenzen vorgelegt, die zunächst anhand folgender Fragen betrachtet wurden:

- Was löst das Material bei Ihnen aus?
- Was fällt Ihnen auf?
- Was gelingt hier aus fachlicher Perspektive gut?
- Was gelingt hier aus fachlicher Perspektive nicht?
- Wie hätte „Schaden“ vermieden werden können?
- Was überrascht Sie?

Zielführend und zentral war dann die Frage:

- Welche Konsequenzen in Richtung Standards schlussfolgern Sie?

Nach einer Bearbeitung mehrerer Sequenzen in der beschriebenen Form, trugen die Teilnehmer die Ergebnisse zusammen und diskutierten diese im Plenum. Auf Basis des Erarbeiteten einigten sich die Beteiligten letztlich auf die Formulierung fachlicher Konsequenzen. Der beschriebene Arbeitsprozess sowie die formulierten Ergebnisse wurden durch die Referenten des Workshops protokolliert und an die Teilnehmer zurückgegeben. In einer Überarbeitungsschleife hatten die Teilnehmer so nochmals die Möglichkeit, die Ergebnisse zu kommentieren. Auf diese Weise wurden die Ergebnisse als Grundlage für die im zweiten Teil des hier vorliegenden Berichts beschriebenen Qualitätsstandards gesichert.

## **Exkurs: Wie kommen wir zu Standards in der Pflegekinderhilfe? – Klaus Wolf**

Die Forderung nach allgemeinen und verbindlichen Standards für leistungsfähige professionelle Dienste wird in den letzten Jahren so häufig erhoben, dass ein Konsens über die Notwendigkeit von Standards unterstellt werden kann. Eine professionelle Praxis zeichnet sich demnach dadurch aus, dass nicht primär die privaten, persönlichen und individuellen Überzeugungen und Deutungsmuster das berufliche Handeln von Fachkräften bestimmen sollen, sondern empirisch gesicherte Wissensbestände („evidence-based“) und reflektierte Erfahrungen („aktueller Stand der Kunst“) auch dem autonomen beruflichen Handeln mit großen Entscheidungsspielräumen Struktur geben sollen. Mit Hilfe der Standards sollen die Qualität der Arbeit beurteilt, Kunstfehler festgestellt und – auch den neuen Mitarbeitern – Orientierung vermittelt werden.

Allerdings schränken die Standards die individuelle Entscheidungsfreiheit ein. Freischaffende Künstler werden durch sie in ihrer Kunstausübung und Kreativität begrenzt, die Bedeutung der eigenen Erfahrungen wird relativiert. Der Habitus des genialen Künstlers hat einen Vorteil – für den Künstler, weniger für die Adressaten seiner Kunst: Er braucht sein Handeln nicht zu rechtfertigen, in der Abwägung von Alternativen seine Wahl nicht mit den Chancen und Risiken zu begründen und gegen Einwände zu verteidigen. Wer von seiner Kunst nichts versteht, darf nicht mitreden, wer sie versteht, stellt keine dummen Fragen. Auch deswegen endet die allgemeine Zustimmung zur Notwendigkeit von Standards oft, wenn es konkret wird. Wer sich eingeschränkt fühlt, beklagt, dieser ihn irritierende Standard sei falsch. Dann geht es eher darum, die eigene



Praxis zum Standard für andere zu machen und nicht, sich an allgemeine fachliche Regeln zu halten.

Eine ernstzunehmende, grundlegende Schwierigkeit besteht darin, dass die Autonomie, die eine Profession ausmacht und die flexibles Handeln in hochkomplexen Situationen erfordert und ermöglicht, durch Standards nicht wesentlich reduziert werden darf. Es kann also nicht darum gehen, eine Liste von Handlungsvorschriften und Ordnungen zu erstellen, die einen „Dienst nach Vorschrift“ erzwingt. Andererseits ist die Autonomie nicht völlig individuell, sondern kollektiv: die Angehörigen der Profession selbst definieren ihre Standards. Diese gelten dann allerdings verbindlich für die Angehörigen der Profession.

Vor diesem Hintergrund musste das Leuchtturmprojekt eine Antwort auf die Frage finden: Auf welchem Wege können verbindliche Standards erarbeitet werden? Das war und ist eine schwierige Frage, weil es keine Standards in der Standardentwicklung gibt. Wie es nicht geht, ist oft relativ klar – zum Beispiel, dass Angehörige anderer Professionen Standards für die professionelle Soziale Arbeit entwickeln. Aber wie macht man es richtig?

Die Antwort des Leuchtturmprojektes lautet: Auf der Basis von mit wissenschaftlichen Methoden gewonnenen Daten (hier: Interviewaussagen von ehemaligen Pflegekindern und ihrer Analyse) werden in einem Diskurs unter den Fachkräften (hier: Workshops) Vorschläge erarbeitet und nachvollziehbar begründet. Der fachliche Diskurs hatte mehrere Ebenen: Die vielfältigen Workshops an den beteiligten Standorten, Rückmeldeschleifen mit Kommentaren der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen und die gemeinsame Diskussion der (Zwischen-)Ergebnisse Standort übergreifend. Nicht die Universität gibt oder erlässt Standards, sie beteiligt sich an der Diskussion und dient ihr, indem sie das Material – wie vereinbart – aufbereitet: Interviews durchführt, transkribiert, analysiert und die Ergebnisse zur Verfügung stellt. Die eigentliche Festlegung von Standards leisten die Fachkräfte der beteiligten Pflegekinderdienste. Wissenschaftliche Mitarbeiter (hier: Judith Pierlings und Dirk Schäfer) dokumentieren die Arbeitsergebnisse und entwickeln – wiederum mit mehreren Rückmeldeschleifen aller Beteiligten – den Text des Abschlussberichtes. Er ist der gemeinsame Vorschlag an die anderen Fachkräfte in diesem Feld: Diese fachlichen Standards schlagen wir vor. Für sie haben wir gute, im Einzelnen überprüfbare Gründe.

In den sehr heterogenen Interviews mit den ehemaligen Pflegekindern wurden besonders gelungene und manchmal sehr ungünstige Verläufe deutlich. Viele Erfahrungsberichte „schrieen“ geradezu nach fachlichen Konsequenzen. Manche Schlussfolgerungen waren unmittelbar evident und zugänglich. Andere erforderten eine komplexe Analyse. In jedem Fall mussten sie interpretiert werden. Die Interpretationen wurden auf ihre Plausibilität kollektiv geprüft (Validierung im Diskurs). Schließlich wurden sie in Aussagen zu wünschenswerten Haltungen und Eckpunkten für fachliche Standards verdichtet und zusammengefasst. Die beschriebenen Haltungen kennzeichnen die Grundphilosophie, allgemeine handlungsleitende Prinzipien, die die Basis der flexiblen Entscheidungen im Einzelfall bilden können und den Suchbewegungen der Professionellen eine Richtung geben sollen. Die Standards sind weiter operationalisiert, auf der größten Konkretionsstufe enthalten sie ganz spezifische Feststellungen (z. B. „Es muss einen Raum für begleitete Besuchskontakte im Amt geben.“).

Die Definitionen von wünschenswerten Haltungen und Standards stellen das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit dar. Der Bericht soll nun verbreitet und in einer größeren Fachöffentlichkeit diskutiert werden. Zustimmungen und Einwände können dann – in künftigen Veröffentlichungen in Fachzeitschriften und Fachbüchern – bilanziert werden. Dann können und müssen sie bis auf weiteres als verbindlich gelten.

In diesem Projekt bilden die Interviews mit ehemaligen Pflegekindern die Datenbasis. Das ist für eine Pflegekinderhilfe ein zentraler Zugang, aber nicht der einzig wichtige. Weitere Praxisforschungsprojekte, die die Perspektiven der Pflegeeltern, der Herkunftsfamilie, der leiblichen Kinder der Pflegeeltern und der Fachkräfte systematisch erheben und auswerten, sind notwendig. Erst dann besteht eine hinreichend breite Basis für ein ganzes System fachlicher Standards. Der Prozess der Standardentwicklung ist also noch längst nicht abgeschlossen, aber ein erster Schritt ist gemacht: Erste Ergebnisse liegen vor und ein Weg, sie zu erarbeiten, wurde entwickelt und ausprobiert. Das Verfahren und die Ergebnisse können nun bewertet werden. Die Ergebnisse bilden außerdem erste Kristallisationspunkte für fachliche Standards in der Pflegekinderhilfe.



## **Weiterverwertung und Zusammenfügen der Ergebnisse – die Abschlussphase**

In der letzten Projektphase wurden die Ergebnisse aus den Workshops sowie das Interviewmaterial in dem hier vorliegenden Abschlussbericht zusammengetragen. Ziel des Berichts war es dabei, nicht nur die zentralen Themen, die in den Interviews thematisiert wurden, sowie die Ergebnisse der Workshops aufzugreifen und zusammenzutragen, sondern eine konkrete Arbeitshilfe für die Praxis zu gestalten.

Zusätzlich wurden in der Abschlussphase des Projektes eine zentrale Abschlussveranstaltung sowie vier regionale Veranstaltungen konzipiert. Auf diese Weise werden die Ergebnisse einer möglichst breiten Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht.



## 2 Theoretische Rahmung

An der Universität Siegen wurden seit 2006 unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Wolf der Forschungsschwerpunkt Aufwachsen in Pflegefamilien und die zugehörige Forschungsgruppe Pflegekinder etabliert. Aktivitäten innerhalb dieses Forschungsschwerpunktes sind unter anderem Forschungsprojekte, die sich mit dem Aufwachsen in Pflegefamilien sowie den Belastungen und Ressourcen von Pflegekindern und Pflegeeltern beschäftigen.<sup>8</sup>

In den vergangenen Jahren wurden in diesem Kontext rund 100 Interviews mit ehemaligen Pflegekindern geführt. Die so in den Mittelpunkt gestellte Perspektive der Pflegekinder eröffnet die Möglichkeit, empirisch abgesicherte Aussagen darüber zu treffen, wie die Pflegekinder selbst die Unterbringung in einer neuen Familie mit allen Konsequenzen für ihr eigenes Leben empfinden. Dadurch können Fragen beantwortet werden wie: An welchen Stellen treten Schwierigkeiten oder Probleme auf, die das Leben der Kinder belastet haben oder bis heute belasten? Welche Kompetenzen und Fähigkeiten konnten die Kinder in ihrem neuen Lebensfeld (weiter-)entwickeln und welche Ressourcen wurden ihnen zur Verfügung gestellt, die ihnen bei der Bewältigung schwieriger Lebensverhältnisse dienten? So können Grundlagenkenntnisse über das Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen und auch Erkenntnisse für die Ausgestaltung des Pflegekinderwesens auf der Grundlage der Rekonstruktion von biographischen Erzählungen gewonnen werden.

Die Auswahl der Interviews erfolgt nach den Kriterien des „theoretical samplings“ nach Glaser und Strauss<sup>9</sup>. Dadurch gelingt es, unter Verwendung von kontrastiv ausgewählten Interviews, den Untersuchungsgegenstand in seiner vollen Differenzierung abzubilden und so ein breites Spektrum von biografischen Prozessen bei Pflegekindern zu erfassen. Die qualitative Auswertung jedes einzelnen Interviews erfolgt dann nach einem festgelegten System. In unterschiedlichen Auswertungsschritten werden die Interviews hinsichtlich spezifischer Fragestellungen und Themenschwerpunkte analysiert. Diese folgen den Schwerpunktsetzungen durch die Pflegekinder. Zudem werden die

Interviews zu Themen ausgewertet, die in der aktuellen Fachdiskussion eine wichtige Rolle spielen. Als theoretischer Rahmen dient dabei das Konzept der Belastungs-Ressourcen-Balance.

### Die Belastungs-Ressourcen-Balance

Dieses von Klaus Wolf entwickelte Modell liefert die Möglichkeit, einen spezifischen sozialpädagogischen Blick auf „Menschen in ihren Lebensverhältnissen und vor dem Hintergrund ihrer kollektiven und individuellen Biographien“<sup>10</sup> zu werfen und dient somit als theoretisches aber auch als praxistaugliches Modell, das sich zur „Beschreibung und Analyse von Prozessen [eignet], die die Relation von Belastungen und Ressourcen im Leben eines Menschen beeinflussen.“<sup>11</sup>

Grundlegend für das Modell ist das Verständnis, dass jeder Mensch bestimmte Entwicklungsaufgaben zu lösen hat.<sup>12</sup> Hinzu kommt, dass sich innerhalb der individuellen Biografie und den spezifischen Lebensverhältnissen weitere Aufgaben ergeben können. Im Fall von Pflegekindern kommen also zusätzliche Anforderungen hinzu, die ein besonderes, ein „pflegekinder-spezifisches“ Profil haben. So müssen sich Pflegekinder beispielsweise mit der Ablösung von ihren Eltern zu einem Zeitpunkt und in einer Komplexität auseinandersetzen, die sich von der Situation, in der sich andere Gleichaltrige befinden, klar unterscheidet. Zu diesen Schwierigkeiten haben sie häufig noch Erfahrungen mit weiteren Problemlagen gemacht, wie extrem belastenden Familienverhältnissen, Armut- oder Vernachlässigungserfahrungen oder dem Zusammenleben mit einem psychisch erkrankten oder suchtkranken Elternteil.

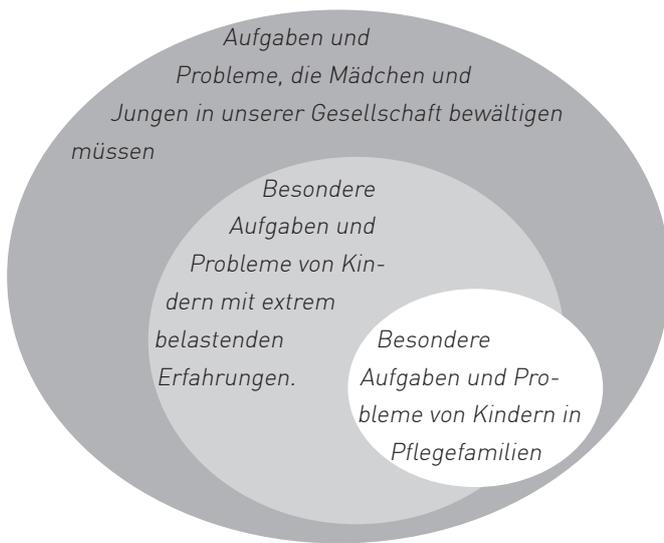
8 Vgl. hierzu u.a. Schäfer (2011), Reimer (2011 und 2008), Jespersen (2011) sowie: <http://www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/>

9 Vgl. Glaser, Strauss (2009)

10 Wolf (2007), S.281

11 Schäfer (2011), S.14

12 Vgl. zu Entwicklungsaufgaben exemplarisch Rothgang (2009)



Allerdings sind nicht nur die Aufgaben und die daraus möglicherweise resultierenden Belastungen in den Blick zu nehmen, sondern auch die Ressourcen, die die Bewältigung eben dieser Schwierigkeiten erleichtert hätten. Denn „erst fehlende Ressourcen [...] machen das Problem zu einem Problem.“<sup>13</sup> Es ist also bedeutsam, ob einer Person die zur Bewältigung der jeweiligen Aufgabe relevanten Ressourcen zur Verfügung stehen oder nicht. Hierzu gehören beispielsweise materielle Güter, Orientierungsmittel (Zugang zu Wissen und Informationen), dichte persönliche Beziehungen und soziale Netzwerke oder auch Kenntnisse über erfolgversprechende Strategien zur Problembewältigung.<sup>14</sup>

Das Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance macht es aus theoretischer Perspektive also möglich, die Aufgaben, Probleme und Ressourcen von Menschen systematisch zu erfassen und zudem den Zusammenhang sowie auch die Abhängigkeit zwischen beiden Seiten zu betrachten und zu analysieren.

Bezieht man die professionelle soziale Arbeit mit ein, lauten die zentralen Fragen: Welche Ressourcen können über die Sozialen Dienste zugänglich gemacht werden? Wie können Zugänge zu diesen erleichtert werden? Und welche Ressourcen wurden bei der Bewältigung einer Aufgabe möglicherweise vorenthalten? Die Sozialen Dienste tauchen im Erleben der Pflegekinder mitunter auch als Einflussgrößen in der Lebensgeschichte auf und können deren Leben zuweilen stark – teilweise auch belastend – beeinflussen.

Der daraus resultierenden Verantwortung für die Entwicklung und die Entwicklungschancen der Pflegekinder müssen sich die beteiligten Sozialen Dienste bewusst sein.

## Schlüsselkategorien der bisherigen Forschungsprojekte

In der Zusammenschau der bisherigen Arbeit der Forschungsgruppe Pflegekinder zeigen sich einige Schlüsselkategorien, die die Entwicklungschancen von Pflegekindern stark beeinflussen können und die einer besonderen Berücksichtigung durch das Pflegekinderwesen und die zugehörigen Professionellen bedürfen. Exemplarisch sollen an dieser Stelle drei dieser Kategorien in aller Kürze vorgestellt werden.<sup>15</sup>

### Kontinuität

Wiederholte Ortswechsel und Beziehungsabbrüche, Instabilität und Unsicherheit über den zukünftigen Lebensmittelpunkt stellen gravierende Belastungen dar und können das kindliche Wohlergehen sowie die Entwicklungsbedingungen der Kinder erheblich verschlechtern und einschränken.<sup>16</sup> Im internationalen Vergleich „münden Pflegeverhältnisse in Deutschland [...] selten in Adoption durch die Pflegefamilie. Gleichzeitig sind auch rechtzeitig geplante und stabile Rückführungen in die Herkunftsfamilie eher selten [...]“<sup>17</sup> Viele Pflegekinder leben bedingt durch diese Situation unverhältnismäßig lange in einer für sie unsicheren Lage. In vielen der Interviews finden wir Beschreibungen von Biografien, die eben solche Brüche und Unsicherheiten und daraus weiter resultierende Belastungen aufweisen. Daher muss die Planung und Sicherung von Kontinuität („permanency planning“ zu deutsch: Kontinuität sichernde Planung)<sup>18</sup> ein zentrales Leistungskriterium von Hilfen für Pflegekinder werden. An solchen Lösungen müssen Familiengerichte und Soziale Dienste gemeinsam arbeiten. Hierfür ist es wichtig, dass bei der Hilfeplanung, bei Entscheidungen des Familiengerichts und bei der Begleitung das Ziel der Kontinuitätssicherung besondere Berücksichtigung findet. Es sollten „Versuchs- und Irrtums- Rückführungs-Experimente“<sup>19</sup> vermieden werden. Lassen

13 Wolf (2003), S.95

14 Vgl. Wolf (2007), S. 287

15 Vgl. hierzu auch Wolf (2010)

16 Vgl. Siegener Erklärung (2008) sowie Moore, Vandivere, Kinukawa, Ling (2003)

17 Neues Manifest (2010) S.13

18 Vgl. ebd.

19 Wolf (2010), S.15



sich Diskontinuitäten nicht vermeiden, so sind sie angemessen zu gestalten und in „ihrer Konsequenz für Entwicklung und Wohlergehen durch unterstützende Bewältigungshilfe abzumildern.“<sup>20</sup>

### Partizipation

In der Praxis der Sozialen Arbeit ist die Notwendigkeit der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an den für das eigene Leben relevanten Fragen unbestritten. Gleichwohl deuten unsere Ergebnisse darauf hin, dass dieser Anspruch und die entsprechende Haltung nicht durchgängig in der Praxis realisiert werden. Im Erleben der Interviewpartner zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen einer tatsächlichen Beteiligung und einer „Scheinbeteiligung“. Es entsteht dabei häufig der Eindruck, dass Partizipation lediglich als ein formalisierter Prozess missverstanden wird. Gleichzeitig zeigen die Interviews, dass Kinder und Jugendliche Belastungen deutlich besser bewältigen können, wenn sie an Entscheidungen, die ihr Leben einschneidend beeinflussen, beteiligt werden und wenn sie spüren, dass ihre Wünsche und Ängste gehört werden und ein kompetenter, vertrauensvoller Erwachsener ihnen erklärt, was nun passieren wird und warum. In Anlehnung an das Stufenmodell der Partizipation von Petersen<sup>21</sup> halten wir es dafür für unerlässlich:<sup>22</sup>

- Kinder und Jugendliche über das, was mit ihnen geschieht, auf eine ihrem Entwicklungsstand angemessene Weise zu informieren.
- Sie mit ihren Wünschen, Befürchtungen und Meinungen zu hören und diese wertzuschätzen.
- Entscheidungen soweit wie möglich partnerschaftlich auszuhandeln oder von Kindern und Jugendlichen selber treffen zu lassen
- Bei allen Entscheidungen – auch wenn diese aus gewichtigem Grund gegen den Willen des Kindes getroffen werden – um ihre Zustimmung zu werben.

### Berücksichtigung der Geschwisterbeziehung

Die Trennung von leiblichen Geschwistern wird in vielen der geführten Interviews als Belastungspunkt beschrieben. Häufig sind es gerade die älteren Geschwister, die sich nach einer Trennung von den andernorts lebenden jüngeren Geschwistern weiterhin um diese sorgen. Sie haben oft in der Herkunftsfamilie die Sorge und Versorgung für die Geschwister sicher gestellt und dadurch wichtige Funktionen übernommen, die die Erwachsenen nicht hinreichend erfüllen konnten. Sie belastet nach einer Trennung häufig die Unsicherheit über das Wohlergehen ihrer Geschwister. Es reicht für diese Pflegekinder nicht aus, für sich selbst einen sicheren Ort gefunden zu haben. Die Kenntnis über den Verbleib der Geschwister und ihr Wohlergehen wird zu einem relevanten Faktor für ein gutes Leben in der Pflegefamilie. Ein sorgsamer Umgang mit der Geschwisterbeziehung und eine verstärkte Berücksichtigung müssen vor diesem Hintergrund weiter in den Mittelpunkt der professionellen Arbeit mit Pflegekindern rücken.

---

20 Neues Manifest (2010) S.13

21 Vgl. Arnstein (1966)

22 Vgl. Reimer; Wolf, (2009)

# Teil II

Zentrale  
Projektergebnisse





# Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst



### 3 Zwischen zwei Familien

Dass Pflegekinder sich in unterschiedlicher Form zwischen zwei Familien wiederfinden, ist ein zentraler Aspekt ihrer Lebenssituation und kommt auch in einem Großteil der Interviews in unterschiedlicher Deutlichkeit zur Sprache.<sup>1</sup> Dabei ist die Auseinandersetzung mit eigenen Unsicherheiten – als grundsätzliches Gefühl ebenso wie über die weitere Perspektive – genauso Gegenstand der Äußerungen, wie Fragen der Loyalität oder Beschreibungen der komplizierten Gefühlslage. Dass das Pflegekind in aller Regel zwei Familien hat – unabhängig davon, ob tatsächlich Kontakte bestehen oder nicht – ist also ein sehr vielfältiges Thema und beschäftigt die Praxis des Pflegekinderwesens ebenso wie die Herkunfts- und die Pflegeeltern.

In der Literatur wurde diese familiäre Konstellation in Verbindung mit dem Thema Pflegekind erstmalig vor allem im Kontext systemischer Sichtweise diskutiert. Dabei wird davon ausgegangen, dass es nicht die einzelnen Reaktionen der beteiligten Erwachsenen sind, die das Pflegekind möglicherweise belasten, sondern „der Dauerstreß, unter dem das Kind steht, wenn es in die Situation des „pathogenen Dreiecks“ gerät.“<sup>2</sup> Damit ist gemeint, dass das Pflegekind in eine Situation geraten kann, in der es zu den unterschiedlichen Erwachsenen – also beispielsweise der Pflegemutter und der leiblichen Mutter – in Beziehung steht, gleichzeitig aber die Sorge haben muss, dass die eine Beziehung die andere ausschließt.<sup>3</sup> Yvonne Gassmann (2009) beschreibt die möglichen Konflikte des Pflegekindes als „oft an sich selbst gestellte Anforderungen, zwei Parteien gegenüber fair zu sein, unterschiedlichen Ansprüchen zu genügen und zu vermitteln.“<sup>4</sup> Sie betont, dass der Hintergrund für mögliche Loyalitätskonflikte nicht zwingend Pflegeeltern und leibliche Eltern sein müssen, sondern dass auch die Änderungen von Werten und Normen in den beiden Familien solche Konflikte zur Folge haben können.<sup>5</sup>

#### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

##### Unklarheit über Perspektive und den weiteren Lebensmittelpunkt

Bereits zu Beginn eines Pflegeverhältnisses stellt sich für viele Pflegekinder die Frage der Zugehörigkeit und nicht selten besteht Unklarheit über den weiteren Lebensmittelpunkt sowie die weiterführende Perspektive. So berichtet Raphael, der zusammen mit seiner Schwester in Verwandtenpflege lebte:



*R: Ja, ich bin zu meiner Tante hingegangen, habe gesagt: „Wann fahren wir wieder zu meiner, wann fahren wir wieder nach Hause? Weil ich gern wieder zu meiner Mutter möchte.“ Meinte die: „Die erste Zeit bleibt ihr erstmal bei uns.“ Da hab ich halt gefragt: „Wieso? Warum?“ Meinte die: „Ja, deine Mutter braucht eine kleine Auszeit und es wird auch nicht lange sein. Und dann könnt ihr wieder zu deiner Mutter.“ Und dann, ich war früher sowieso ganz ruhig, hab sowieso nie über irgendwas gesprochen. Dann war ich erstmal weg. Im Zimmer und hab mit keinem gesprochen.*

*I: Was hast du denn dann, was ging denn im Zimmer dann vor?*

*R: Gar nicht viel. Dann der Hass gegen meine Mutter und warum sie sich nicht getraut hat, mir das selbst zu sagen. Dass wir jetzt erstmal eine längere Zeit nicht da sind. Fing das dann an: „Warum? Hab ich irgendwas falsch gemacht?“ Ich hab mir dann erstmal so ein bisschen die Schuld gegeben.*

Man kann an diesem Zitat erkennen, welche Unklarheit über die weiterführende Perspektive und Unsicherheit über den weiteren Lebensmittelpunkt Raphael empfunden hat. Es wird deutlich, dass auch die Informationen, die ihm zur Erklärung des Wechsels in die Verwandtenpflege genannt werden, seine Unsicherheit nicht aufheben können. Belastende Alltagstheorien, wie hier die eigene Schuldzuweisung, tauchen häufig dann auf, wenn eine Situation nicht verstanden wird. Werden hier keine stimmigen Erklärungen angeboten, können diese Alltagstheorien zu einer Belastung des eigenen Selbstwertes führen.<sup>6</sup>

1 Aspekte dieser besonderen Konstellation werden auch im Kapitel 5 zu Besuchskontakten aufgegriffen.

2 Schumann (1987), S.61

3 Vgl. Gudat (1987)

4 Gassmann (2009), S.74

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. hierzu Kapitel 9 Normaltäterleben und Familienbilder



Am Beispiel von Nora wird deutlich, dass das Thema der Unsicherheit über die Stabilität des Lebensortes auch über einen langen Zeitraum relevant sein kann. Nora beschreibt, dass sie, obwohl sie keinen Kontakt zur leiblichen Mutter hatte, über den Großteil des Pflegeverhältnisses hinweg die Sorge hatte, dass die Pflegefamilie sie möglicherweise nicht behält:



*Ich hatte halt immer Angst, dass ich abgegeben werde. Das war das Schlimmste an diesem ganzen Pflegegedöns. Sag ich jetzt mal. Also das war wirklich das Allerschlimmste. Immer diese Angst zu haben, die können mich jederzeit abgeben. Und ich denk mal, dass ich deswegen zum Teil auch wirklich ja, also unterdrückt gelebt hört sich jetzt ganz furchtbar an. Aber, dass ich oft auch Sachen getan habe, ja, um einfach nett dazustehen. Also wenn mich meine Eltern um irgendwas gebeten haben, hat mich natürlich genervt. Was weiß ich, was auch immer. Müll runter zu bringen, Spülmaschine auszuräumen, hab ich dann gemacht, wo meine Brüder dann wahrscheinlich ein Theater bis weiß ich nicht bis wohin gemacht hätten. Und da wahrscheinlich meine Eltern in manchen Situationen dann natürlich auch in ihrer Pubertät mit denen große Auseinandersetzungen hatten. Hatte ich nicht. Also ich hab mich dann verzogen und hab das so für mich dann ausgemacht irgendwie. Also das war schon so dieses Gefühl, wieder abgegeben zu werden. Das war ganz, ganz furchtbar. Und ich glaub, das hat mich einfach auch ein paar schöne Momente gekostet. So. Also ich hätte es einfacher leben können, mein Leben.*

### Das Gefühl des „dazwischen-seins“:

Die Situation, zwei Familien zu haben und auch das Gefühl, zwischen diesen beiden Familien zu stehen, wird in einigen Interviews konkret angesprochen und etwa durch Formulierungen wie diese deutlich:



*Das fand ich am schwierigsten. Dass ich immer zwischen den Stühlen stand. Und mich quasi entscheiden musste, wem ich glaube oder zu wem ich möchte.*

Wie äußert sich dieses Gefühl des „dazwischen-seins“ und die daraus möglicherweise resultierenden Loyalitätskonflikte konkret für die Pflegekinder?

Hierzu gehört etwa das Erleben zweier unterschiedlicher Familienkulturen. Die Pflegekinder müssen häufig erkennen, dass sich das Leben in der Pflegefamilie stark von dem in der Herkunftsfamilie unterscheidet und lernen, mit diesen Differenzen umzugehen.<sup>7</sup>

Dieses Gefühl des Erlebens unterschiedlicher Familienkulturen beschreibt Olivia, die bei ihren Großeltern gelebt hat und den dortigen Alltag und Umgang miteinander deutlich anders erlebt, als die Situation während ihrer Besuche bei der leiblichen Mutter:



*Also, es herrschte auch ein ganz anderer Umgangston. Also hätte ich zu Oma und Opa gesagt: „Boah, lass mich in Ruhe!“, dann wäre es schon, also dann wären die glaub ich schon nicht so erfreut gewesen. Und bei Mama war es einfach ganz normaler Umgangston. Und sich dann wieder umzugewöhnen, also was Sprache anging, was Verhalten anging. Das ist schwer zu beschreiben. Das ist so ein, ich glaube, das ist mehr so ein Gefühl. Dass es bei Oma und Opa einfach geregelter ablief. Und ja, einfach auch ein anderer Umgangston herrschte, ein höflicherer. Und aber es war auch nicht so, dass bei Mama, dass man sich jetzt gegenseitig beleidigt hat, sondern es war halt ja eher so, wie wenn man mit seinen Freunden spricht. Also es war schon schwer, von diesem flapsig ist auch das falsche Wort. Also es war halt so ein salopperer Umgangston als bei meinen Großeltern. Und ja, dass ich lange Fernsehen gucken durfte. Und wenn man das drei Wochen hat und dann zurück muss, denkt man sich: „Toll, warum darf ich das da und hier nicht? Wo ist da jetzt der Sinn?“ Also es waren immer so zwei Welten, in die man dann von denen man gewechselt hat.*

Sich zwischen der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie zu sehen, hat nicht selten zur Folge, dass die Pflegekinder die Sorge haben, sich irgendwann doch noch zwischen den Familien entscheiden zu müssen. Das passiert mitunter auch nur in der Phantasie, wird aber häufig auch im Kontakt mit der Herkunftsfamilie erlebt.

So berichtet Caro über die Begegnung mit dem leiblichen Vater:



*I: Kannst du dich da noch so erinnern an die Treffen mit dem, wie das dann so war? Den wieder zu treffen?*

<sup>7</sup> Vgl. zu diesem Thema ausführlich: Reimer (2008) sowie Kapitel 9 Normalitätserleben und Familienbilder



*C: Die waren eigentlich jedes mal unangenehm, weil jedes mal kam dann immer so was wie „Komm zurück nach Hause“, „Wir vermissen dich“, „Deine Mutter vermisst dich“ und von meiner Seite aus war das eher so: ich wollt gar nicht mehr zurück. Aber das sagt man ja auch nicht so direkt anscheinend. Es war immer ziemlich unangenehm. Auch immer so heimlich so ja: „Willst Du nicht doch lieber zurückkommen? Du musst das einfach nur sagen, dann geht das auch.“*

Julia erlebt den Wunsch der leiblichen Mutter nach Zusammenleben im Brief- beziehungsweise Telefonkontakt und beschreibt die eigene Auseinandersetzung damit:



*Und bei Telefonaten stellte sich das mit meiner leiblichen Mutter auch heraus, dass sie dann in so eine Richtung Wahnvorstellung ging: „Ja und wenn du dann hierhin kommst, dann hab ich hier noch ein Zimmer für dich eingerichtet und alles ist schon fertig und du kannst direkt hier bleiben“ und das waren dann so Aussagen, die mir halt ziemlich Angst gemacht haben, wo ich gesagt hab: „Nein das möchte ich so nicht“. Dann kam natürlich auch die ganze Identitätskrise hinzu, mitten in der Pubertät „Wo gehör ich eigentlich hin? Was sind meine Pflegeeltern eigentlich für mich? Was bedeutet meine leibliche Mutter für mich?“ Dass ich dann mit fünfzehn gesagt hab: „Nein, jetzt ist mal Schluss. Ich muss mal zur Ruhe kommen. Das ist mir alles viel zu viel.“*

An diesem Zitat zeigt sich, dass das Thema Unsicherheit, wie bereits zu Beginn des Kapitels dargestellt, und die Frage der Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Familie meist in der Zeit der Pubertät nochmals an Relevanz gewinnen können. Am Beispiel von Julia wird deutlich, dass Pflegekinder an dieser Stelle häufig besonders und in verschärfter Form die Fragen nach der eigenen Zugehörigkeit und Identität zu bearbeiten haben und sich hier von anderen Jugendlichen und deren Herausforderungen unterscheiden.

## Mögliche Strategien der Pflegekinder

Der Umgang mit verschiedenen Lebensweisen und dem Gefühl „dazwischen zu sein“ sowie die Integration dieser Konstellation in das eigene Leben verlangt von dem Pflegekind spezifische Leistungen. Wie am gerade vorgestellten Beispiel gezeigt, ist es häufig so, dass der Abbruch oder zumindest das zeitweilige Einstellen des Kontakts zu den leiblichen Eltern eine solche Strategie ist. Diese Strategie dient der Entlastung, kann aber auch wieder die Frage der Zugehörigkeit aufwerfen.

Nicht selten ist die Ablehnung der einen oder anderen Art zu leben ein Vorgehen, durch das eine Abgrenzung vollzogen wird. So beschreibt Pia, deren Herkunftsfamilie immer wieder wegen krimineller Vergehen mit der Polizei zu tun hatte, ihre Ablehnung einer solchen Lebensweise:



*Weil bei uns wurde dann vor Weihnachten eingebrochen, da hab ich dann noch zu Hause gewohnt. Und die Kriminalpolizei stand dann da und als ich dann gesagt hab, wie ich heiße, haben sie aufgeschrieben in einem durch. Habe ich mich dann schon geschämt. Da sagte der: „Von den Hermanns?“ Ich sag: „Ja.“ „Boa, willst du auch mal ausprobieren? Die hatten schon deine ganze Familie angehabt. Die Handschellen.“ Ich sag: „Nee.“ Ich sag: „Aber ich such mir eben ein Loch, wo ich mich verstecken kann.“ Ich sag: „Ich bin nicht so. Ich mach eine Ausbildung.“ Ich sag: „Ich hab nie geklaut, ich hab nie irgendwas anderes gemacht.“ Ich sag: „Ich will die Handschellen nicht haben.“ Ich sag: „Ich brauch die nicht.“ Da war das schon ein bisschen peinlich. Für mich. Ja und mein Vater hat dann auch am Abend gesagt: „Siehst du, wir haben nie gelogen, wir haben immer die Wahrheit gesagt.“ Ja und von da an war für mich klar: „Mit dem Pack willst du nix zu tun haben.“ Das war dann so für mich der Schlusstrich mit dem Suchen, mit dem Fragen.*

Auch die Betitelung der Herkunftseltern, etwa durch Verwendung des Vornamens oder auch die Bezeichnung als Erzeuger, sind hier als Strategien zu nennen, die die Pflegekinder nutzen, um für sich Klarheit zu gewinnen. So beschreibt eine Interviewpartnerin:



*Weil sie mich auch in irgendeinem Telefonat mal fragte: „Wieso nennst du mich denn nicht Mama.“ Ich sag: „Weil du nicht meine Mama bist. Meine Mama ist jemand für mich, der immer für mich da war. Der sich immer um mich gekümmert hat.“ Ich sag: „Du bist einfach Petra.“ So einfach.*

## **Gefühle gegenüber beiden Familien/ Unklarheit in der eigenen Gefühlswelt:**

Dass das Pflegekind zwei Familien hat, schlägt sich nicht nur in den konkreten Gefühlen des „dazwischenseins“ und dem Umgang mit diesen nieder, sondern berührt auch weitere Bereiche der eigenen Gefühlswelt. So kommt es nicht selten vor, dass die Pflegekinder die Sorge haben, die eine oder andere Seite zu enttäuschen, wenn beispielsweise einem Kontaktwunsch nicht entsprochen wird oder aber gerade der Kontakt



gesucht wird. Hannes hat erst seit kurzem Kontakt mit seinem leiblichen Vater und beschreibt die Gefühle seiner Pflegefamilie gegenüber folgendermaßen:



*Es kam, als ich glaube ich siebzehn war, kam wohl ein Brief, der ist ans Jugendamt gerichtet worden von der damaligen Lebensgefährtin meines leiblichen Vaters, dass er mich wahnsinnig gerne kennen lernen würde. Und ja, zu dem Zeitpunkt. Ich muss dazu sagen, es würde meinen Pflegeeltern wahnsinnig weh tun. Die wissen auch absolut nichts davon, dass ich im Kontakt mit ihm stehe. Weil für mich einfach dieser dieser Bruch da drin steht „Ihr seid meine Eltern.“ Und dann kommt natürlich auch die Frage so: „Warum brauchst du das jetzt auf einmal?“ So in gewisser Weise vielleicht auch eine Verlustangst ihrerseits, der ich einfach nicht nachgehen möchte. Wir sind alle so glücklich, wie es jetzt ist.*

An den beschriebenen Empfindungen zeigt sich der Loyalitätskonflikt, in dem Pflegekinder sich befinden können: auf der einen Seite die Sorge, etwas, das man sich in den neuen Familien aufgebaut hat, zu riskieren – etwa durch Kontakte mit der leiblichen Familie – und auf der anderen Seite das Interesse an der eigenen Herkunft. In diesem Zusammenhang stellt die Sorge, die Pflegeeltern, ihre Unterstützung und das gemeinsame Familienleben zu enttäuschen oder in Frage zu stellen, eine zusätzliche Verkomplizierung der Gefühlslage dar. Oft kommen zum Interesse an der eigenen Herkunft auch noch Verantwortungsgefühle für das Herkunftssystem hinzu, hier vor allem für die leiblichen Geschwister.

Im Zitat aus dem Interview mit Melanie wird dieser Konflikt offensichtlich. Die Sorge, das Familienleben möglicherweise zu riskieren und gleichzeitig die Bedeutung, die der leibliche Bruder hat sowie der Wunsch, ihm zu liebe doch in Kontakt mit dem Herkunftssystem zu gehen, sind hier zu erkennen:



*Das war, es lief gut, ich hatte Geschwister, ich hatte eine Mama, ich hatte einen Papa, ich hatte Freunde. Es lief gut und ich wollte es auch eigentlich nicht irgendwie riskieren, ne. Mit achtzehn hab ich sie dann kennen gelernt so. Auch für meinen Bruder. Eigentlich hab ich es zuliebe meines Bruders getan. Weil ich finde immer, Geschwister sind wichtig. Und ja, irgendwann sind die Eltern nicht mehr da, dann hat man nur noch Geschwister.*

Die Frage, ob die leibliche Familie gemocht oder sogar geliebt werden muss, taucht in diesem Kontext

ebenfalls häufig auf. Vorstellungen, wie beispielsweise eine Beziehung zur Mutter sein sollte, möglicherweise Idealbilder über eine solche Beziehung und gleichzeitig die Erkenntnis, dass diese Gefühle dem leiblichen Elternteil gegenüber aber nicht vorhanden sind, sind ein wichtiger Aspekt, mit dem sich die Pflegekinder auseinandersetzen haben.

### Die Frage nach der Wahrheit

Dass es mehrere Sichtweisen auf das eigene Leben und beispielsweise die Gründe für den Wechsel in die Pflegefamilie geben kann und diese sich dann auch noch deutlich voneinander unterscheiden, ist ein weiterer verunsichernder Aspekt. Die Frage, wer denn nun die Wahrheit sagt, macht Pflegekindern oft zu schaffen, wie es etwa auch im Interview mit Olivia zur Sprache kommt:



*Es gab dann so einen Streit. Also das das ging dann vor Gericht, das zwischen Mama und Oma und Opa. Und das ist natürlich auch hängen geblieben. Also dass meine Oma und Opa auf meine Mutter überhaupt nicht gut zu sprechen waren und da also gar nicht mehr miteinander gesprochen haben, sondern nur noch über Anwälte kommuniziert haben. Und ja, das hat das natürlich auch geprägt das Verhältnis. Ja und dass meine Mutter halt so unregelmäßig zu den Treffen gekommen ist. Mittlerweile kenne ich beide Seiten der Geschichte und hab versucht, mir so ein bisschen ein eigenes Bild zu machen. Aber ich weiß nicht. Also ich weiß halt nicht, wer in welchem Punkt die Wahrheit sagt und wo übertrieben wurde.*

### Was hilfreich war – Ressourcen

Die komplizierte Gefühlslage der Pflegekinder, die Probleme und Aufgaben, denen sie sich stellen müssen, wurden ausführlich dargestellt. Was beschreiben die Gesprächspartner aber als hilfreich oder nützlich im Umgang mit möglichen Loyalitätskonflikten, Unsicherheiten oder anderen Belastungen, die im Leben zwischen zwei Familien auftauchen?

Dass die Situation zwischen Pflegefamilie und Herkunftsfamilie geregelt ist und Kontakte untereinander ohne große Probleme möglich sind, erweist sich als eine förderliche Ressource. Maik betont, dass es hilfreich war, dass die Mutter und die Pflegefamilie gut miteinander auskamen und ein Austausch zwischen ihnen stattfand:



*Es war eigentlich immer gut in der Pflegefamilie, die haben sich gut um mich gekümmert. Das ist auch so: Da, in der Pflegefamilie, da ist halt meine Mama und mein Papa. Meine leibliche Mutter, die nenne ich beim Namen oder sage Mutter zu der einfach so. Die sieht, die akzeptiert das auch. Die hatte auch nie Probleme mit der Pflegefamilie, weil die sich immer gut verstanden haben, die haben sich ausgetauscht.*

Eine wohlwollende Betrachtung der Herkunftsfamilie und eine Einordnung von deren Verhaltensweisen, die für das Pflegekind belastend sein können, werden als hilfreich beschrieben. So schildert Leyla eine Situation nach einem Treffen mit der leiblichen Mutter. Sie berichtet, wie die Pflegemutter die Verhaltensweisen der leiblichen Mutter erklärt hat, ohne diese dabei abzuwerten:



*Vier Stunden, nein drei Stunden später bin ich dann zu meinen Eltern gefahren und ja bin dann bei meinen Eltern voll ausgeflippt. Also was heißt voll ausgeflippt, also jetzt nicht so aggressiv oder so, aber dass ich mich dann tierisch über sie aufgeregt habe und meine Mama hat gesehen wie schlecht es mir geht, die weiß wie sehr die Person lügt. Die hat kein schlechtes Wort über die Frau verloren und das muss auch mal erstmal jemand schaffen. Und die hat die ganze Zeit noch gesagt: „Die hat ihre Gründe dafür, dass sie so ist, du musst sie so nehmen wie sie ist, dann darfst du entweder keinen Kontakt mehr mit ihr haben oder aber du nimmst sie so wie sie ist. Aber du kannst sie nicht ändern und es wird immer so sein. Sie wird dich immer wieder aufs Neue verletzen und so was und sie sieht das selber gar nicht.“ Sie hat keinmal ein schlechtes Wort verloren über sie.*

Für Leyla scheint es zudem sehr hilfreich gewesen zu sein, dass sie direkt nach dem Kontakt mit der leiblichen Mutter eine Ansprechpartnerin hatte, mit der sie das Zusammentreffen besprechen und ihre Wut und ihren Ärger verbalisieren konnte.

Ein offener und ehrlicher Umgang innerhalb der Pflegefamilie damit, dass es eine Herkunftsfamilie gibt, wird zusätzlich als förderlich beschrieben. Dass auch die Pflegeeltern sich den dazugehörigen Themen stellen und sich darauf vorbereitet haben, wirkt sich hier ebenfalls als hilfreich aus. So beschreibt eine Interviewpartnerin die Unterstützung der Pflegeeltern im Kontext der Kontaktaufnahmen durch die Mutter:



*Meine Eltern oder meine Pflegeeltern wie es dann ja richtig heißt, die haben sich auch immer mit mir zusammengesetzt, wenn das Thema auf den Tisch kam. Weiß ich nicht jetzt Weihnachten stand an, da hab ich ein Päckchen gekriegt und meine Eltern haben mir das immer, ja immer gegeben, die haben mir nie irgendwelche Briefe oder Telefonate irgendwie vorenthalten oder verschwiegen. Die sind da sehr offen mit umgegangen, weil die ja wussten, was dann auf die auch zukommen wird, ne? Dass sie sich diesem Thema Pflegekind irgendwann stellen müssen.*

Wenn wir also zusammenfassend davon sprechen, dass sich Pflegekinder zwischen zwei Familien wiederfinden und dies häufig auch zu einer Auseinandersetzung mit Loyalitätskonflikten führt, dann finden wir aus der Perspektive von Pflegekindern folgende positive Merkmale:

- Austausch zwischen beiden Familien ist ohne größere Probleme möglich. Beide Seiten haben Verständnis füreinander.
- Die Rollen der Beteiligten sind klar – „Das eine ist Mama, das andere ist Mutter“.
- Über Personen der Herkunftsfamilie wird kein böses Wort verloren, deren Verhaltensweisen werden erklärt.
- Es herrscht ein offener Umgang damit, dass es eine Herkunftsfamilie gibt, die sich möglicherweise meldet oder schreibt. Die Pflegeeltern sind auf das Thema vorbereitet und können das Pflegekind im Umgang mit möglichen Loyalitätskonflikten unterstützen.
- Es gibt selbstwertschonende Möglichkeiten der Abgrenzung für das Pflegekind.

An Problemlagen, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen sollte:

- Unklarheit über den weiteren Lebensmittelpunkt und die weiterführende Perspektive.
- Selbstwertbelastung beispielsweise durch Schuldzuweisungen.
- Sorge, ob die Pflegeeltern das Pflegekind „behalten“ werden.
- Umgang mit sehr unterschiedlichen Familienkulturen.
- Angst, sich möglicherweise für die eine oder andere Familie entscheiden zu müssen.
- Mögliche Bedrängung zur Rückkehr in die Herkunftsfamilie.



- Belastungen in der eigenen Gefühlswelt (z. B. „Enttäusche ich die eine oder andere Seite? Habe ich Verantwortung für meine Herkunftsfamilie?“).
- Fragen danach, wer „die Wahrheit“ hinsichtlich des eigenen Lebens sagt (frühe Biografie, Kindheit).



### Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Grundlegend für eine professionelle Arbeit, die den beschriebenen Problemlagen gerecht wird beziehungsweise Ressourcen eröffnen kann, ist es zu berücksichtigen, dass Unsicherheiten im Leben eines Pflegekindes immer wieder auftauchen und alte Narben erneut aufbrechen können. Vor allem Übergänge – neben dem Wechsel in die Pflegefamilie auch beispielsweise biografische Übergänge wie der Schulwechsel oder die Pubertät – sind Punkte in der Biografie, an dem dies wahrscheinlicher wird. Dies muss seitens der Professionellen berücksichtigt werden.<sup>8</sup>

Wie ausführlich dargestellt, sind die Loyalitätskonflikte der Pflegekinder häufig mit der Sorge verbunden, die eine oder andere Familie zu enttäuschen, Gefühle zu verletzen oder auch Verantwortungen nicht nachzukommen. Eine Sensibilität der professionellen Kraft für dieses Thema ist hier von großer Bedeutung. Die aus dem Leben zwischen zwei Familien möglicherweise entstehenden Belastungen und Verquickungen zeigen sich besonders in solchen Pflegeverhältnissen, die durch ein hohes Maß an Beziehungsinvolverung geprägt sind. Hierzu gehören Verwandtenpflegeverhältnisse oder auch Pflegeverhältnisse innerhalb des sozialen Netzwerks, etwa im Freundeskreis der Herkunftseltern. Auch diese Situation erfordert eine besondere Aufmerksamkeit seitens der beteiligten Professionellen. Für den Umgang mit möglichen Loyalitätskonflikten ist die Haltung gegenüber dem Herkunftssystem ein zentraler Punkt. Grundsätzlich sollte es keine urteilende Haltung der Professionellen gegenüber der Herkunftsfamilie geben. Daher ist die Trennung von Handlung und Person erforderlich. Dazu gehört eine wertschätzende Haltung gegenüber der Herkunftsfamilie und eine für das Kind unmissverständliche Ablehnung gegenüber Verfehlungen und groben Verstößen in der Herkunftsfamilie (zum Beispiel Gewalt und Misshandlung).

### Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Unsicherheit ist ein Thema, das alle am Pflegeverhältnis beteiligten Personen beschäftigt. Es ist Ziel und Aufgabe der professionellen Arbeit des Pflegekinderdienstes, hier eine weitestgehende Sicherheit, Beruhigung und Stabilität herzustellen. Um dieses Ziel und einen konstruktiven Umgang mit möglichen Unsicherheiten zu erreichen, müssen Ressourcen im Pflegekinderdienst etabliert und dem Pflegekind zugänglich gemacht werden.

Das bedeutet:

- Der Fachberater ist klar benannter Ansprechpartner, der dem Kind, genau wie den anderen Beteiligten, Gesprächsangebote macht und hier die bestehenden Unsicherheiten thematisiert. Hierzu gehört auch, dass der Fachberater Unsicherheiten, die er bei den Pflegeeltern und dem Pflegekind wahrnimmt (beispielsweise der Eindruck, dass das Kind trotz klarer Perspektive unsicher zu sein scheint, ob es in der Pflegefamilie verbleiben kann), verbalisiert und in der Beratungsarbeit aufgreift.
- Das Kind bekommt die Möglichkeit, seine Unsicherheit immer wieder auszusprechen (auch dort, wo sie „unvernünftig“ erscheint). Das Gefühl wird respektiert und eine ehrliche Einschätzung gegeben.
- Es existieren Möglichkeiten des Austauschs für Pflegekinder untereinander sowie für die Pflegeeltern. Entsprechende Gruppen sind zu etablieren beziehungsweise die Pflegefamilie ist bei der Anbindung zu unterstützen.
- Es gibt eine besondere Sensibilität für das Thema zum Zeitpunkt von Übergängen im Leben des Pflegekindes, also etwa beim Wechsel der Schule oder im Übergang in die Pubertät. Der Fachberater muss zu diesen Zeitpunkten der Pflegefamilie und dem Pflegekind die zugehörigen Angebote verstärkt nahebringen.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu auch Kapitel 4 Herkunft und Biografie



Auch das Erleben von Unklarheit wurde durch das Material ausführlich dargestellt. Es ist zentrale Aufgabe und Ziel des Pflegekinderdienstes, für das Pflegekind und alle am Pflegeverhältnis Beteiligten eine weitestgehende Klarheit herzustellen. Hierzu gehört Klarheit in der Begründung des Pflegeverhältnisses, in der Perspektive, in den Rollen und Funktionen der beteiligten Personen sowie in möglicherweise widersprüchlichen Aussagen der Beteiligten.

- Hierzu ist erforderlich, dass der Fachberater alle beteiligten Personen von Beginn an offen und ehrlich über die jeweils aktuelle Perspektive des Pflegeverhältnisses informiert.
- Die Pflegekinder sind möglichst früh, altersgerecht und umfassend zu informieren. Der Fachberater sollte hierfür auch Einzelkontakte mit dem Pflegekind wahrnehmen.
- Die Bewahrung und Vermittlung von Informationen zum Aufnahmegrund, zur Herkunftsfamilie und zum weiteren Verlauf des Pflegeverhältnisses sind Aufgabe des Fachberaters.<sup>9</sup>
- Der Fachberater muss versuchen, Rollenklarheit herzustellen. Hierzu gehören Absprachen mit den Beteiligten darüber: „Wer ist wer?“ und „Wer übernimmt im Pflegeverhältnis welche Funktion?“ Entsprechend der Phase des jeweiligen Pflegeverhältnisses ist zu klären, ob und welche Aufgaben Herkunftseltern übernehmen können.
- Bei Fragen wie: „Wer sagt die Wahrheit?“ muss der Fachberater immer berücksichtigen, dass beide Seiten (z.B. Herkunftseltern und Pflegeeltern) subjektive Wahrnehmungen haben. Seine Aufgabe ist es, diese Differenzen mit den beteiligten Erwachsenen zu kommunizieren und dem Pflegekind altersangemessen zu vermitteln.



Um für das Pflegekind einen hilfreichen Umgang mit der komplexen Situation „zwei Familien“ und mit Loyalitätskonflikten zu finden, braucht es Sensibilität für das Thema durch die beteiligten Erwachsenen. Der Fachberater muss die Relevanz des Themas gegenüber Pflege- und Herkunftseltern von Beginn an und fortlaufend kommunizieren. Zur konkreten Umsetzung muss folgendes gewährleistet sein:

- Die Pflegeeltern müssen bereits im Vorfeld einer Pflegeelternschaft auf dieses Thema und mögliche Aufgaben vorbereitet werden. In den entsprechenden Kursen sind Pflegeelternbewerber darauf vorzubereiten, dass zu einem Pflegekind immer auch eine weitere Familie gehört, mit der es Kontakt gibt oder geben kann, die eigene Bedürfnisse hat oder über die das Kind Informationen haben möchte.
- Die weitere Sensibilisierung der Pflege- und Herkunftseltern zum Thema Loyalitätskonflikte ist entscheidend und Aufgabe des Fachberaters. Hierzu benötigt es in der Anbahnung des Pflegeverhältnisses mindestens zwei getrennte Termine mit den jeweiligen Familien sowie einen gemeinsamen Termin.



Eine Sensibilität für die möglichen Konflikt- und Problemlagen im beschriebenen Themenfeld ist auch eng verbunden mit der Haltung gegenüber dem Herkunftssystem. Das Ziel sind eine wertschätzende Haltung (auch der Pflegeeltern) gegenüber den Personen der Herkunftsfamilie und einordnende Aussagen zum Geschehen.

- Es ist Aufgabe des Fachberaters, beide Aspekte zu verbalisieren und im Kontakt mit der Pflegefamilie diese getrennt voneinander zu betrachten. Den Pflegeeltern muss im Vier-Augen-Kontakt die Möglichkeit gegeben werden, über ihre Sorgen bezüglich des Themas zu sprechen.
- Der Fachberater muss dem Kind altersgerechte Angebote zu Erklärung und Einordnung des Geschehens in der Herkunftsfamilie (wie z.B. Misshandlung, Vernachlässigung, psychische Krankheit) machen.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu auch Kapitel 4 Herkunft und Biografie und die dortigen Ausführungen zur Biografiearbeit.



Sensibilität für das Thema aufzubringen, bedeutet auch, den Pflegekindern die klare Erlaubnis zu geben, sowohl in die Richtung der einen als auch der anderen Familie interagieren zu dürfen und so einen möglichen Umgang mit Loyalitätskonflikten zu finden. Die Pflegeeltern sollten dem Pflegekind die „offizielle“ Erlaubnis erteilen, dass es seine leiblichen Eltern sprechen, treffen und gern haben darf. Auch um die Erlaubnis der leiblichen Familie oder einer anderen abgebenden Stelle (beispielsweise einer Bereitschaftspflegefamilie) für ein Leben in der Pflegefamilie sollte geworben werden. Um diese schwierige Aufgabe erfüllen zu können, dürfen die Beteiligten, also Herkunftseltern, Pflegeeltern oder andere abgebende Stellen, nicht alleine gelassen werden, sondern müssen vom Fachberater unterstützt und beraten werden.

- Pflegeeltern sind bei dieser schwierigen Aufgabe durch Einzelgespräche sowie die Anbindung an Pflegeelternnetzwerke zu unterstützen.
- Herkunftseltern oder andere abgebende Stellen sind durch den Fachberater auf den Wechsel des Kindes vorzubereiten, hierbei sollte die Erlaubnis eingeworben werden. Die bereits benannten Einzeltermine sowie der gemeinsame Termin sind hierfür zu nutzen.
- Ist es nicht möglich, dass das Pflegekind die Zustimmung zum Leben in der Pflegefamilie bekommt, muss durch den Fachberater oder eine andere Person (z. B. eine für das Kind bedeutende Person aus dem sozialen Umfeld oder der erweiterten Familie) die Erlaubnis erteilt werden.



Voraussetzung für die Übernahme dieser und weiterer Funktionen ist eine Vertrauensbeziehung zwischen Fachberater und Kind. Damit sie entstehen kann, ist ein regelmäßiger Kontakt unverzichtbar. Auch bei den folgenden Themenfeldern wird dies immer wieder deutlich.



## 4 Herkunft und Biografie

Das Thema Herkunft und Biografie beschäftigt das Pflegekinderwesen seit Jahren sehr. Hintergrund ist eine kontroverse Debatte, die sich in den beiden Konzepten von Pflegefamilie als Ersatzfamilie oder als Ergänzungsfamilie niederschlug.<sup>1</sup> Auch die Arbeit der Pflegekinderdienste war über lange Zeit durch die Zuordnung zum einen oder anderen Konzept geprägt und hatte daher eine gänzlich unterschiedliche Praxis manchmal benachbarter Pflegekinderdienste zur Folge.<sup>2</sup> Neuere Forschungsergebnisse zeigen, dass ein individuellerer Umgang mit dem Thema sinnvoller ist. So gehen Gehres und Hildenbrand (2008) davon aus, dass Pflegefamilien im tatsächlichen Leben nie vollständig Ergänzungs- oder Ersatzfamilie sind, sondern sich zwischen beiden Polen befinden. Sie betrachten es als ideal, wenn die Pflegefamilie es schafft, zwischen beiden Polen zu wechseln und so den Bedürfnissen des Kindes gerecht werden.<sup>3</sup>

Die Auseinandersetzung mit dem Herkunftssystem ist aber nicht nur ein Thema, welches die Professionellen insbesondere hinsichtlich der Identitätsfindung von Pflegekindern und der damit unabdingbar verbundenen Suche nach den eigenen Wurzeln beschäftigt, sondern was auch in der Erinnerung der ehemaligen Pflegekinder einen großen Stellenwert einnimmt. Dabei fällt auf, dass die eigene Herkunft unterschiedlich wichtig ist, abhängig von der aktuellen Lebenssituation oder Lebensphase. Gleichwohl gibt es nahezu kein Interview, in dem das Thema nicht berührt wird.

Zentraler Kristallisationspunkt ist immer wieder das Thema der Besuchskontakte, das im nächsten Kapitel daher gesondert und ausführlich betrachtet werden soll. Bedeutsam ist jedoch auch, dass das Thema leibliche Eltern auch bei Ausbleiben der Kontakte relevant wird und Pflegekinder sich irgendwann mehr oder weniger bewusst mit der eigenen Herkunft auseinandersetzen.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

Um das Thema in seiner breiten Vielfalt darzustellen, wird die unterschiedliche Kontakthäufigkeit bzw. Regelmäßigkeit der Kontakte mit dem Herkunftssystem vorgestellt. Hierbei lassen sich grob drei verschiedene Gruppen – kein Kontakt, unregelmäßiger Kontakt, einigermaßen regelmäßiger Kontakt – identifizieren. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass es sich um ein sehr vielfältiges Thema handelt und die Unterteilung in Gruppen vor allem der übersichtlicheren Darstellung des Themas dienen soll. Innerhalb der drei Gruppen werden nacheinander mögliche Belastungen, Umgangsstrategien, aber auch Ressourcen für die Pflegekinder herausgearbeitet. Zudem wird die Verbindung zum Thema Biografie bzw. Biografiearbeit hergestellt.

#### Keinen Kontakt mit (Teilen) der Herkunftsfamilie:

Die Zahl der Gesprächspartner, die nie in irgendeiner Form Kontakt zu beiden leiblichen Eltern hatten, ist nicht besonders groß.

Häufiger ist die Konstellation, in der zumindest ein leibliches Elternteil bekannt ist oder sogar Kontakt bestanden hat. Meist ist dies die leibliche Mutter. Dass kein Kontakt zu einem Elternteil besteht und dieser nicht bekannt ist, wird in einigen Interviews als normal beschrieben. Häufig wird hier zusätzlich das fehlende eigene Interesse betont. So berichtet Niklas, dass er nie Kontakt zu seinem leiblichen Vater gehabt hat und dies auch nicht in seinem Interesse liegt:



*Wobei ich auch sagen muss, für mich ist Vater eindeutig der, den ich jetzt habe. Da ist nie irgendwie ein anderes Gefühl aufgekommen oder so. Hier und da hab ich Dinge gehört oder so, aber das hat mir auch schon völlig gereicht um festzustellen, dass da kein Interesse vorhanden ist. Für mich ist das einfach ein quasi bemitleidenswerter Mann, ist halt so. Er müsste jetzt, sage ich mal, zwanzig Jahre Unterhalt nachzahlen. Deswegen ist er immer noch nicht aufgetaucht, aber möchte ich auch gar nicht, interessiert mich auch wirklich nicht. Das ist für mich ein fremder Mensch, fremder als du jetzt. Hab ja nie mit ihm gesprochen.*

1 Vgl. zur vergleichenden Darstellung beider Konzepte Sauer (2008), S. 22 ff.

2 Vgl. Wolf (2008)

3 Vgl. Gehres, Hildenbrand (2008)

Am Beispiel von Niklas zeigen sich zwei weitere Punkte, die in dieser Gruppe häufig zu finden sind. Zum ei-



## Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst

nen die Sichtweise, dass es sich bei der Pflegefamilie um die „tatsächliche Familie“ handelt und die Pflegeeltern die „tatsächlichen Eltern“ sind. Zum anderen die Distanzierung von potentielle Kontakt mit (Teilen) der Herkunftsfamilie als mögliche Umgangsstrategie sowie auch die Betonung der geringen Bedeutsamkeit, die diese hat. Gleichwohl kann die Gleichgültigkeit und die Betonung der geringen Bedeutsamkeit immer auch ein Umgang mit Verletzungen sein. Professionelle sollten hier versuchen, mögliche Doppelbotschaften zu entschlüsseln.

Julia beschreibt, dass sie zunächst unglücklich darüber war, dass sie nie erfahren hat, wer ihr leiblicher Vater ist und auch durch die leibliche Mutter keine Informationen bekommen konnte. Durch die Betonung der positiven Zeit in der Pflegefamilie distanziert sie sich aber auch wieder von diesem Gefühl:



*Ich habe zum Beispiel nie erfahren, wer mein leiblicher Vater war. Ich habe sie danach gefragt, im Brief und auch per Telefon. Ja, man muss einfach dazu sagen, meine leibliche Mutter ist eine sehr schlichte Person – sage ich mal – also auch vom Intelligenzquotienten stuft sie mich sehr niedrig einfach ein, weil sie konnte mir darauf auch keine Antwort geben. Also sie sagte dann mal, es war ein Italiener, dann war es ein Türke, dann war es ein Pole, dann war es ein Deutscher. Und ich glaube nicht, dass sie das so zusammen bekommt, wer das war. Was ich natürlich dann irgendwo auch sehr schade fand, weil ich dachte, das wäre ja schon schön, die andere Hälfte irgendwo auch mal kennenzulernen. Und heute denke ich mir: „Ich brauche das eigentlich gar nicht mehr.“ Heute finde ich das gar nicht wichtig. Ich finde heute wichtig, dass ich Eltern habe, die mich ein Leben lang unterstützt haben.*

Bedeutsam ist, dass das Thema leibliche Eltern auch bei Ausbleiben der Kontakte meist relevant wird, die Pflegekinder sich trotz eines Ausbleibens oder einer Ablehnung des Kontakts irgendwann mehr oder weniger bewusst mit der eigenen Herkunft und den leiblichen Eltern auseinandersetzen. Fehlendes Wissen über die leiblichen Eltern sorgt hier nicht selten dafür, dass die Pflegekinder sich in ihrer Phantasie mit den leiblichen Eltern beschäftigen, was in vielen Fällen eine Belastung sein kann.

So beschreibt beispielsweise Melanie, wie sie immer wieder die Phantasie hatte, der leibliche Vater sei eine besonders wichtige und liebevolle Person. Dass er psychisch erkrankt ist, wusste sie nicht:



*Mein Vater, der hat ja dann die Vaterschaft ganz spät anerkannt und hat auch kein Sorgerecht. Das war halt für mich eigentlich irgendwie immer so eine Hoffnung, dass der es irgendwie besser macht als meine Mutter. Dass ich ihn irgendwann kennenlernen möchte. Dass der dann toll ist und nicht doof ist so und ja. Aber irgendwie war es halt nicht so und ich habe auch eigentlich keinen Kontakt gehabt in der Zeit. Erst wirklich mit 18 wurde mir das bewusst, als ich nach Bildern gefragt habe. Da habe ich auch erst erfahren, dass der krank ist. Also für mich war das immer so: „Ja, das ist bestimmt noch jemand, der ist ganz nett so.“ Wie man halt als Kind so denkt.*

Hannes, dessen leibliche Mutter bereits verstorben ist, beschreibt im Verlauf des Interviews, dass er keinen Kontakt zu ihr haben wollte und eine eher negative Meinung über sie hatte. Gleichzeitig wird aber die Belastung in Form von Enttäuschung darüber erkennbar, nun keine Möglichkeit mehr zu haben, an Informationen zu kommen. Als Umgangsstrategie versucht er, sich nachträglich selber das Verhalten und die Lebenssituation seiner leiblichen Mutter in der Vergangenheit zu erklären:



*Dass meine Eltern eine mehr als negative Einstellung zu meiner leiblichen Mutter hatten, ist glaube ich verständlich aus dem Kontext heraus. Aber dass ich diese Meinung dann natürlich auch annehme, denke ich, ist relativ natürlich. Meine Schwester [Pflegeschwester Anmerkung J.P.] hat ja eigentlich auch dieselbe Meinung vertreten. Und dass sie mir nicht gut getan hätte. Und der Meinung bin ich auch. Ich finde, dass ich jetzt einfach nicht die Möglichkeit habe, mit ihr über diese ganze Sache zu sprechen. Um viele offene Fragen vielleicht auch einfach zu klären. Vielleicht war sie, ich meine, ich weiß gar nicht, wann sie geboren wurde. 1958 beziehungsweise 1959. Ich bin 81 zur Welt gekommen. Wenn ich mir überlege, als ich in dem Alter von 22 war. Mit einem Kind auf einmal da zu stehen. Wäre mir auch ein bisschen too much gewesen.*

Für Julia, die den direkten persönlichen Kontakt mit der leiblichen Mutter immer abgelehnt hat und den leiblichen Vater nicht kennt, sind es die Fragen nach der körperlichen Ähnlichkeit beziehungsweise das Wissen, dass sie bei eigenen Kindern keine verwandtschaftlichen Ähnlichkeiten zu ihren Pflegeeltern finden wird, die sie sehr beschäftigen und belasten:



*Klar, was mich schon beschäftigt und auch immer beschäftigen wird, ist, wenn ich mal irgendwann Kinder habe, dass die eben keine Ähnlichkeit haben. Und dann meine Eltern, die meine Pflegeeltern sind, dass ich da nie sagen kann: „Ah, ist ja von Opa Fritz“ oder so. Also, ich denke das ist schon was, was mich dann, wenn ich irgendwann mal die ersten Kinder habe noch mal sehr tief in den Keller ziehen wird. Weil meine Geschwister sagen können: „Ach guck mal. Wie der Onkel“ und das werde ich halt nie sagen können und ich denke schon, dass mich das noch mal so ein Stückchen runter ziehen wird, ich aber auch weiß, dass das nicht alles im Leben ist.*

## Unregelmäßiger Kontakt

Viele der Interviewpartner berichten von unregelmäßigen Kontakten mit den leiblichen Eltern während des gesamten Verlaufs des Pflegeverhältnisses. Hier variieren nicht nur die Häufigkeiten und der Zeitpunkt der Kontakte, sondern auch der Umgang mit dieser Situation.

So beschreiben einige der ehemaligen Pflegekinder, dass das nur unregelmäßige Auftauchen der leiblichen Eltern zunächst mit Enttäuschung und Traurigkeit verbunden war. Hier ist häufig der Beginn des Pflegeverhältnisses der Zeitpunkt, über den berichtet wird. Im Interview mit Chris findet sich die Beschreibung der Situation, wie er auf den Besuch der leiblichen Mutter gewartet hat:



*War schon nicht so toll. Um zehn vor zwei am Fenster. Also ein großes Wohnzimmerfenster mit Blick auf die Hauptstraße. Und wenn sie nach einer Stunde nicht kam, hat meine Mutter meistens gesagt, meine Pflegemutter meistens gesagt so: „Ja, sie kommt eh nicht mehr“ und ich habe dann da gestanden. Gestanden. Natürlich wirst du von Stunde zu Stunde immer enttäuschter und das tut auch weh. Aber ich habe halt die Hoffnung meist nicht aufgegeben, dass sie irgendwann um vier, fünf Uhr nachmittags noch kommt. Dann hatte ich zwei, vier Stunden da gestanden. Und ich habe später mal gemerkt, ich habe den gleichen bedeppten Blick dabei drauf gehabt, wie mein Hund. Ich war enttäuscht drei, vier Tage lang und dann war es einfach gegessen.*

Viele der ehemaligen Pflegekinder haben in diesem Kontext Erklärungen entwickelt, um für sich das Fernbleiben der Eltern rechtfertigen und erklären zu können und so mit der Enttäuschung umgehen zu können. So heißt es etwa im Interview mit Chris weiter:



*Ich wusste, dass sie Taxifahrerin ist. Das ist ansonsten auch eine gute Ausrede vielleicht als Kind. So: „Meine Mama ist Busfahrerin. Vielleicht hat sie gerade keine Zeit.“*

Nicht selten kommt es nach dem wiederholten Ausbleiben der Besuchskontakte dazu, dass sich die Pflegekinder mit dem Fernbleiben der Eltern abfinden. Im Interview mit Nils zeigt sich der prozesshafte Charakter dieser Auseinandersetzung. Zunächst ist er vom Ausbleiben der Besuchskontakte enttäuscht, später arrangiert er sich mit dieser Situation:



*Also wo es noch regelmäßig war, habe ich mich natürlich auch gefreut. Ich wusste, das war der normale Wochenablauf. Einmal in der Woche kam meine Mutter und wo es dann immer nur noch seltener wurde, wo sie nicht mehr regelmäßig kam, kamen dann so halt als erstes Zweifel auf: „Warum kommt die denn nicht?“ Ist man natürlich traurig, fragt dann die Pflegemutter: „Warum kommt sie nicht?“ Und dann, ich kann mich da nicht mehr dran erinnern, was sie gesagt hat. Aber ich denk mal, dass sie dann gesagt, dass sie krank ist: „Sie kann nicht. Mutter ist schwer krank und deswegen kann sie nicht kommen. Aber sie wird auf jeden Fall wieder kommen.“ Danach kam sie ja irgendwann gar nicht mehr wieder. Da kann ich mich jetzt aber auch nur noch an Bruchteile erinnern, dass es dann eben halt so war, dass ich dann irgendwie auch erstmal für eine kurze Zeit richtig runter war. Also richtig eine tiefe Phase für mich hatte, seelisch. Meine Mutter [die Pflegemutter Anmerkung J.P.] hat dann versucht, mich aufzubauen. Hat sich mit mir anders beschäftigt, hat meine Schwester hinzugezogen. Ja, dann waren wir spielen und haben das und dies gemacht, hier rumgewuselt, da rumgewuselt. Und irgendwann in den Jahren, wenn man dann die Mutter dann als richtige Bindungsperson ansieht, man vergisst ganz man vergisst die andere Mutter.*

Weiter beschreibt Nils, wie er nicht mehr an die leibliche Mutter gedacht hat und in der Pflegemutter eine neue Bezugsperson gefunden hat, sich aber dennoch immer wieder damit konfrontiert sah, dass es auch die leibliche Mutter gibt:



*Sie ist wahrscheinlich im Unbewussten noch drin. Aber man vergisst sie, wenn die Beziehung zu der Mutter so gut ist, wie ich sie hatte. Dann denkt man echt: „Ach, das ist meine Mutter. Warum soll ich noch an die andere denken?“ Also würde ich jetzt mal sagen, das wird*



bestimmt dann im Unbewussten dann so ablaufen. Warum sollte ich dann noch an meine andere Mutter denken, wenn ich weiß, dass ich es hier besser habe. Das ist meine leibliche Mutter. Man sieht sie auch wirklich total auch als leibliche Mutter an. Bis man halt dann eben, wenn man älter ist, damit konfrontiert wird, dass man halt weiß, dass das eine Pflegemutter ist.

Einige Gesprächspartner beschreiben die Kontakte zu den leiblichen Eltern als recht unspektakulär und unpersönlich. Hier wird häufig betont, dass die Beziehung zu den leiblichen Eltern nicht mehr möglich sei.

So berichtet Steffi:



Mal brach der Kontakt ab, mal kam er wieder. Also früher hat mir das überhaupt nichts irgendwie, das war mir, ganz ehrlich, das war mir egal. Weil ich hatte nie so einen Kontakt wie Mutter und Kind, das gab es nie und wird es auch nicht geben, weil dafür, ich weiß nicht, bin ich nicht in der Lage. Sie vielleicht schon, aber ich will das einfach nicht. So ist das. Also ich leg jetzt auch keinen Wert darauf, dass ich jetzt jedes Wochenende oder so dahin gehe oder wir viel unternehmen oder so. Die kommt jetzt einmal die Woche hierhin, ist auch gut, ich gehe da auch mal zwischendurch hin, aber mehr ist nicht.

In der Phase der Adoleszenz taucht dann häufig doch noch der Wunsch nach Kontakt mit der Herkunftsfamilie auf, auch wenn es zuvor keinen oder längere Zeit keinen Kontakt gegeben hat. Oftmals sind es Fragen im Zusammenhang mit der eigenen Entwicklung oder nach den eigenen Wurzeln, die die Pflegekinder hier antreiben.

So beschreibt Dana, wie sie als Kind keinen Kontakt zum leiblichen Vater haben wollte, ihn dann als Jugendliche aber doch kennenlernen möchte:



Ja ich weiß nur, dass wir einen Brief vom Jugendamt oder einen Anruf, weiß ich gar nicht mehr genau, bekamen, dass der Herr Schmidt uns gerne kennenlernen möchte, aber daraufhin haben wir gesagt: „Nein, wir nicht“ und dann hat er es dann auch irgendwo aufgegeben. Dann hat er gesagt: „Ja ok, dann warte ich halt, ob die Kinder das möchten. Wenn nicht dann nicht, wenn ja dann ja.“ Und mein Vater ist schon relativ alt. Ich glaub der wird jetzt dieses Jahr 62 und dann hab ich gedacht vor vier Jahren ungefähr: „Der wird irgendwann sterben und dann hast du den nicht kennengelernt.“ Verlieren kann man ja nichts dabei. Ja und seitdem gibt es eigentlich auch einen guten Kontakt. Er fand die Entscheidung auch damals

nicht schlimm, als wir gesagt haben: „Nein, wir sind nicht interessiert.“

Viele dieser später einsetzenden Kontakte werden aber auch nach kürzerer Zeit wieder eingestellt. Häufig ist das der Fall, wenn der Kontakt nicht gut verlaufen ist, oder das Verhalten der leiblichen Eltern als unangemessen beschrieben wird. So berichtet Olivia, dass sie keinerlei Sympathie für ihren Vater empfinden konnte und seine körperliche Anwesenheit ihr unangenehm war:



Und ja also es war auch erstmal das letzte Treffen. Dann ist er halt mit Mama wieder zusammen gekommen. Und in der Zeit hab ich Mama auch gar nicht gesehen. Also ich war vielleicht zweimal da, wenn er da war. Und ich konnte das aber gar nicht haben. Also ich glaube, ich hab selten so einen unsympathischen Menschen gesehen. Also, der mir so unsympathisch war. Was vielleicht natürlich, also davon bin ich überzeugt, dass es auch einfach Gefühle sind, die da mitspielen. Dass er mir vielleicht nicht so unsympathisch wäre, wenn ich ihn einfach nur fremd auf der Straße treffen würde. Aber durch die Sache halt. Dass er sich solange nicht gemeldet hat und durch die Art, wie er ist finde ich es ganz unsympathisch.

### Was hilfreich war – Ressourcen

Klar erkennbar ist, dass es für die Kinder und Jugendlichen, die keinen oder unregelmäßig Kontakt zur Herkunftsfamilie hatten, hilfreich war, wenn ihnen jemand bei Bedarf Zugang zu Informationen über die eigene Herkunft verschaffen konnte beziehungsweise bei der Einordnung möglicher Phantasien über die eigene Herkunft behilflich war. Als sehr konstruktiv beschreiben einige Gesprächspartner in diesem Zusammenhang die Kooperation mit ihrem jeweiligen Ansprechpartner im Pflegekinderdienst. Das Interview mit Melanie zeigt diese Aspekte sehr eindrücklich.

So beschreibt sie, wie nützlich es war, dass die zuständige Fachberaterin ihr Informationen über die psychische Erkrankung des Vaters besorgt hat und somit ihre Ängste beruhigen konnte:



Ja vor allem weil ich dachte: „Toll jetzt hat der so eine Erkrankung. Ist das genetisch? Kriege ich das auch? Und hab ich das vielleicht schon? Und kann ich das weitergeben?“ Wo Frau Schweiger sich aber direkt, die hatte mir das erzählt und die hatte mir direkt gesagt: „Ja also ich hab mich auch schlau gemacht, dass das auch eine Erziehungssache ist und dass das nur ein Prozent der Men-



schen bekommt.“ Da bin ich auch ganz froh, dass Frau Schweiger direkt so mitgedacht hat und gesagt hat: „Also ich kann sie beruhigen, es ist nicht, dass sie das unbedingt haben müssten.“ Ja da war ich ganz froh.

Im Interview mit Melanie nimmt aber auch die Arbeit an ihrem Lebensbuch einen sehr großen Stellenwert ein. Sie betont hierbei die Wichtigkeit, die eigenen Wurzeln zu kennen und – mit Hilfe der Fachberaterin – Zugang zu weiteren Punkten der eigenen Herkunft zu bekommen:



Also zu dem Lebensbuch, das ist so entstanden. Ich bin ungefähr mit anderthalb jetzt in die Pflegefamilie gekommen, in der ich jetzt quasi komplett groß geworden bin. Und ja ich hatte immer vermisst, dass jeder in der Klasse oder von den Freundinnen oder so immer ein Buch hatte „Mein erster Zahn“ und „Mein erster Schritt“ und dann hatte ich das Frau Schweiger erzählt und die hatte mir gesagt: „Ja dann machen wir doch so was wie ein Lebensbuch, was halten sie davon?“ Und es war für mich eigentlich ganz schön, weil ich eigentlich so auf die Reise gehen konnte und auch Leute treffen konnte, denen ich schon mal begegnet bin. Ich war schon mal in einer Pflegefamilie, das wusste ich nicht, das ist dann rausgekommen. Und die haben wir dann auch angeschrieben, die haben dann auch Fotos mitgegeben und so was. Das war ganz schön auch so von der leiblichen Familie mehr Leute kennenzulernen. Zu gucken, wen gibt es da alles. Und ja dann haben wir uns halt auf die Reise gemacht.

Oft sind es die Pflegeeltern, die neben den eigenen Erklärungsversuchen der Pflegekinder Begründungen für das Fernbleiben der leiblichen Eltern finden, die Pflegekinder in einer möglichen Enttäuschung trösten oder die Pflegekinder in den Kontaktversuchen unterstützen und so zu einer wichtigen Ressource werden.<sup>4</sup> Auch in der Idee, möglicherweise wieder Kontakt aufzunehmen, können die Pflegeeltern und Gespräche mit ihnen sehr bedeutsam sein.

Haben die Pflegekinder die Möglichkeit zu erfahren, dass die leiblichen Eltern sich verändert haben und ihre Probleme „in den Griff bekommen haben“, wird dies ebenfalls positiv betrachtet. Nicht selten etablie-

ren sich hier Kontakte und werden längerfristig aufrecht erhalten.

So beschreibt Dana die positive Veränderung der psychisch labilen Mutter und den heute recht positiven Kontakt:



Und wie gesagt, der wirkliche Kontakt ist ja jetzt er seit einem Jahr, anderthalb wieder aufrecht. Seit sie halt diese Therapie gemacht hat und die hat ihr dann auch sehr, sehr viel geholfen, muss man sagen.

Fühlen die Pflegekinder sich in der Pflegefamilie verwurzelt, sicher in der Zugehörigkeit und besteht eine gute Beziehung zu den Pflegeeltern, dann wird die Wiederaufnahme des Kontakts mit der Herkunftsfamilie für sie gut möglich. Die Gewissheit, den Platz in der Pflegefamilie nicht zu gefährden und die Unterstützung der Pflegeeltern bei der Kontaktaufnahme zu haben, ermöglichte einigen Interviewpartnern die Kontaktaufnahme als junge Erwachsene. So beschreibt Leyla:



„Und als ich meinen richtigen Vater das erste Mal gesehen hab, als ich angekommen bin, bei denen zu Hause war und meine Sachen abgelegt hatte, das Erste was ich gemacht hab ist meine Mama, also meine Adoptivmutter, angerufen. Ich musste als Erstes meine Mama anrufen, der das erzählen, das war mit wichtiger als alles andere, das war mir wichtiger als jetzt die anderen Menschen erst kennen zu lernen, ich musste erst meine Mama anrufen und sagen „ich bin gut angekommen ich hab mein Papa gesehen der sieht genauso aus wie ich.“ Ja.

## Weitestgehend regelmäßiger Kontakt

Dass Kontakt zu den leiblichen Eltern relativ regelmäßig über den gesamten Verlauf des Pflegeverhältnisses besteht, finden wir in einigen Interviews. Die Bewertung dieser Art des Kontakts variiert und auch die Auswirkungen auf die Pflegekinder unterscheiden sich.

Es fällt auf, dass in Netzwerkpflegeverhältnissen und auch in Verwandtenpflege häufiger durchgängiger Kontakt mit der Herkunftsfamilie stattfindet. Ist die Perspektive für das Pflegekind dabei nicht klar, kann diese Konstellation zur Belastung werden. So beschreibt Nala, die eine gewisse Zeit bei Bekannten ihrer leiblichen Eltern aufwächst, wie sie durchgängig Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter hatte:

<sup>4</sup> Die Veröffentlichungen von Jespersen (2011) und Schäfer (2011) geben umfassend Einblick in die Perspektive von Pflegeeltern. Zudem wird in der Publikation zum Projekt „Pflegekinderstimme“, Reimer (2011), die Perspektive der Pflegeeltern gesondert berücksichtigt.



*Also, ich kann mich erinnern, dass dann halt an den Wochenenden halt, also ich meine, dass ist ja klar, dass ein Kind traurig ist, wenn es am Wochenende halt von der Mutter wieder in die Pflegefamilie kommt. Aber ist halt so die Frage, wie man als Mutter damit umgeht. Sag ich mal. Man kann entweder das Kind bestärken und sagen: „Ja, ich bin auch ganz traurig.“ Oder man kann jetzt sagen: „Ja, okay, wir sehen uns dann nächstes Wochenende wieder.“ Und irgendwann fing das an, dass meine Mutter da halt so wie soll ich sagen? Also das Quengelige von mir so ein bisschen unterstützt hat. Und das halt so ein bisschen aufgebauscht hat. Und ja dann halt anfang so: „Ja, wäre ja schon schön, wenn du wieder hier wärst.“*

Im Zitat mit Nala zeigt sich, dass es eine Unklarheit darüber gab, wo sie hingehörte beziehungsweise wo ihr aktueller Lebensmittelpunkt war. Es wird deutlich, dass sie mit dieser schwierigen Situation allein war und von der leiblichen Mutter nicht das erwünschte Verhalten gezeigt wurde, sondern diese ihre Verunsicherung noch unterstützt hat<sup>5</sup>.

### Was hilfreich war – Ressourcen

Das Interview mit Niklas ist eines der wenigen, in dem sich die Beschreibung eines durchgängigen und stressfreien Kontaktes finden lässt. Es wird im Verlauf des Interviews sehr deutlich, dass für Niklas der Verbleib in der Pflegefamilie und die weitere Perspektive gesichert waren. Die Beteiligten waren sich hierüber alle einig, auch für die leibliche Mutter war der Verbleib des Sohnes in der Pflegefamilie klar und der Kontakt konnte auf dieser Basis recht entspannt stattfinden:



*„Der Kontakt war von Anfang an da. Das heißt also ich kann ja erst berichten, seit ich drei bin und dann war es halt immer so im drei Wochen Takt, dann vier, später wurden es dann sechs. Also sie kommt dann vorbei so am Wochenende zum Beispiel. An einem Samstag kommt sie dann vorbei. Dann bringt die irgendwelche Teilchen mit und dann wird Kuchen gegessen oder Kaffee getrunken, dann wird ganz normal gefragt: „Und wie waren die Wochen?“ und schieß mich tot. „Wie ist es gewesen?“, dass sie dann halt immer einen Eindruck davon gehabt hat, wie ich mich entwickle oder so, was weiß ich. Einfach Zeit verbringen mit dem Kind schätze ich mal*

Wenn wir also die Auseinandersetzung der Pflegekinder mit ihrer Herkunft und die potenziellen Kontakthäufigkeiten betrachten, dann finden wir an positiven Merkmalen, die es durch professionelle Arbeit möglichst zu gewährleisten gilt:

- Zugang zu Informationen über die Herkunftsfamilie
- Zugang zu ergänzenden Informationen, die hilfreich für das Verstehen der eigenen Herkunft sein können (z.B. über psychische Erkrankungen, kulturelle Hintergründe, körperliche Erkrankungen etc.)
- Unterstützung, wenn für das Pflegekind der richtige Zeitpunkt zur Auseinandersetzung mit der Herkunft da ist
- Erklärung angeboten bekommen, warum kein Kontakt stattfindet
- Ernstnehmen des Wunsches nach Ausbleiben oder Wiederbelebung des Kontaktes
- Klarheit über die Perspektive in der Pflegefamilie

An Belastungen, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen muss, zeigen sich:

- Belastende Phantasien über die eigene Herkunft
- Sorgen über mögliche Vererbungen von z.B. psychischen Erkrankungen
- Fehlende körperliche Ähnlichkeit mit jemandem
- Belastung, weil ggf. keine Möglichkeit mehr besteht, leibliche Eltern noch kennenzulernen
- Enttäuschung über Fernbleiben der leiblichen Eltern
- Belastende Umgangsstrategien, wie Verdrängung

<sup>5</sup> Vgl. hierzu auch Kapitel 3 zum Thema „Zwischen zwei Familien“



## Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Grundsätzlich ist die eigene Biografie in all ihren Facetten und mit allen Aspekten, die dazu gehören, ein hohes Gut. Es ist Aufgabe des Fachberaters, die Biografie des Pflegekindes im Blick zu behalten und auf das Thema Herkunft immer wieder einzugehen. So wird dem Pflegekind die Möglichkeit gegeben, das Thema aufgreifen zu können, wenn es von ihm selbst als passend erlebt wird. Dabei geht es nicht zwingend um den tatsächlichen Kontakt, vielmehr muss zwischen tatsächlichem Umgang mit dem Herkunftssystem und Aufklärung über die Herkunft unterschieden werden. Die Aufklärung des Pflegekindes über die eigene Herkunft und das Gewährleisten einer Möglichkeit sich dazu äußern zu können, sind Aufgaben des Fachberaters. Dass das Thema Herkunft des Pflegekindes für die Pflegeeltern ein mit Sorgen und Ängsten verbundenes Thema ist, muss der Fachberater ebenfalls in seiner Arbeit berücksichtigen. Er muss das Thema Herkunft von Beginn des Pflegeverhältnisses bzw. der Vorbereitung potentieller Pflegeeltern bis in die Hilfeplanung tragen.

### Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Der Fachberater muss das Thema Herkunft immer im Blick haben und sehen, ob es für das Pflegekind oder die Pflegeeltern möglicherweise gerade bedeutsam ist, also beispielsweise Fragen in diese Richtung auftauchen. Er muss hierfür geschätzte Situationen arrangieren und Angebote für Biografiearbeit machen.

- Der Fachberater fungiert hier als eine Art Übersetzer. Er gibt dem Pflegekind die Möglichkeit, sich (auch im Vier-Augen-Kontakt) zum Thema Herkunft zu äußern, er übersetzt aber auch die Position der Pflegeeltern. Ziel ist es, dass das Thema Herkunft – mit allem Für und Wider – zwischen Pflegeeltern und Pflegekind kommuniziert werden kann.
- Die Pflegeeltern erhalten Informationen über Netzwerke und Austauschmöglichkeiten mit anderen Pflegeeltern, um dort die Möglichkeit der Anbindung und des Gesprächs zu haben.



Wie aus den Interviews deutlich wurde, ist das Thema der Herkunft und der eigenen Biografie zu unterschiedlichen Zeitpunkten für das Pflegekind relevant. Biografiearbeit ist daher ein Schwerpunkt in der Betreuung eines Pflegeverhältnisses. Das heißt konkret:

- Es liegt in der Verantwortung des Fachberaters, dass dem Pflegekind sein Status („Ich bin Pflegekind“) bekannt ist oder bekannt gemacht wird.
- Der Zeitpunkt für Biografiearbeit ist individuell für den jeweiligen Einzelfall zu bestimmen.
- Der Fachberater klärt: „Wer macht mit wem wann was?“ (Z.B. können auch andere Institutionen wie Kindergarten, Heimeinrichtungen etc. bedeutsam sein).
- Die Pflegeeltern müssen von Anfang an befähigt werden, die Biografie des Pflegekindes mit zu pflegen. Dazu brauchen sie entsprechende Informationen und Motivation durch den Fachberater. Hierfür müssen geeignete Angebote vorgehalten werden. Das bedeutet, Angebote in der Vorbereitung auf ein Pflegeverhältnis genauso wie im laufenden Pflegeverhältnis, beispielsweise in Form von Fortbildungsveranstaltungen.
- Der Fachberater muss Raum und Zeit für Biografiearbeit haben und die Möglichkeit und Bereitschaft zur Fortbildung mitbringen. Er braucht Kenntnisse über Arbeitsmaterialien wie Lebensbuch, Familienwappen, Fotos von Lebensorten (als Alternative zu Bildern von Personen) etc.
- Der Fachberater muss die Grenzen seiner Möglichkeiten erkennen und auch in Erwägung ziehen, dass ggf. eine therapeutische Begleitung von Biografiearbeit notwendig werden kann.



Für die Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft muss das Pflegekind nicht zwingend in Kontakt mit der Herkunftsfamilie sein. Das heißt, es muss unterschieden werden zwischen persönlichem Umgang und Auskunft über die Herkunftsfamilie und deren aktuelle Situation. Hier ist der Zugang zu Informationen für das Pflegekind von besonderer Bedeutung:

- Der Fachberater muss die Biografie des Pflegekindes im Blick haben, offen sein für Informationen über diese und sie sichern, auch wenn aktuell das Thema Biografie nicht relevant ist. Er kann selber der Bewahrer von Erinnerungen



sein oder andere Bewahrer im Umfeld des Kindes aktivieren.

- Bei Übergängen ist durch den zuständigen Fachberater darauf zu achten, dass Informationen oder Erinnerungsstücke (wie z.B. Fotos) durch die abgebende Stelle – beispielsweise Bereitschaftspflege – mitgegeben werden.
- Der Fachberater muss die Bereitschaft besitzen, dem Pflegekind Informationen zu angrenzenden Themen zugänglich zu machen. Entweder recherchiert er diese selbst oder macht alternativ dem Pflegekind andere Informationsquellen zugänglich.



Klarheit über die eigene Perspektive wirkt sich, wie dargestellt, positiv und hilfreich auf die Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunftsgeschichte aus. Daher gilt auch in diesem Kontext:

- Der Fachberater sollte alle beteiligten Personen von Beginn an offen und ehrlich über die jeweils aktuelle Perspektive des Pflegeverhältnisses informieren.
- Die Pflegekinder sind möglichst früh, altersgerecht und umfassend zu informieren, der Fachberater sollte hierfür auch Einzelkontakte mit dem Pflegekind haben.



## 5 Besuchskontakte

Wie bereits im vorherigen Kapitel beschrieben, ist der Besuchskontakt häufig der Kristallisationspunkt in der Diskussion um die Frage nach dem Umgang mit dem Herkunftssystem.<sup>1</sup> Hier können verschiedene Beteiligte mit kontroversen Interessen aufeinander treffen. Dies trifft nicht nur auf die Pflegekinder, ihre leiblichen Eltern und ihre Pflegeeltern zu. Kontroversen gibt es auch innerhalb der Behörden, etwa zwischen Pflegekinderdienst und Allgemeinem Sozialen Dienst (bzw. Bezirkssozialdienst) oder zwischen den beteiligten Fachdisziplinen wie z. B. Justiz, Psychiatrie, Psychologie und Sozialer Arbeit. Hinzu kommt, dass Regelungen zum Umgang mit dem Herkunftssystem und vor allem die Gestaltung von Besuchskontakten von den verschiedenen Jugendämtern und Pflegekinderdiensten unterschiedlich gehandhabt werden und auch hier häufig ideologische Debatten ausgetragen werden.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

Die Interviews mit den ehemaligen Pflegekindern beinhalten vielfältige Aussagen über die konkrete Situation des Besuchskontaktes. Dabei zeigt sich, dass der Kontakt zum Herkunftssystem häufig prozesshaft verläuft, sich also verändern und entwickeln kann. Zudem fällt auf, dass Besuchskontakte sehr unterschiedlich organisiert und gestaltet werden. So erhalten wir durch die Interviews Einblick in die verschiedenen Kontaktformen. Es unterscheiden sich hierbei nicht nur die Häufigkeit der Kontakte, sondern auch die Orte (im Jugendamt, bei der Pflegefamilie, bei der Herkunftsfamilie, im Park etc.), die beteiligten Personen (Pflegeeltern, Geschwister, Professionelle) und die Art des Kontaktes (über das Wochenende, kurzfristige Kontakte, Kontakte per Brief oder Telefon). Die Wahrnehmung und Beurteilung der Kontakte variieren dabei, so dass es nicht zu einer pauschalen Aussage kommen kann, welche Kontaktform die Beste ist, sondern zu einer Einschätzung, was aus fachlicher Sicht unabdingbar ist.

Im Folgenden werden Belastungs- und Ressourcenquellen für die Pflegekinder vor, während und nach der konkreten Kontaktsituation vorgestellt.

### Belastungsquellen vor den Besuchskontakten

Einige Gesprächspartner erinnern sich, dass die bevorstehenden Besuchskontakte körperliche und psychische Reaktionen ausgelöst haben. Es wird beispielsweise von Schlafstörungen, körperlichem Unwohlsein wie Kopf- oder Bauchschmerzen oder schlechten Träumen berichtet. Martin erinnert sich an die Zeit kurz nach dem Wechsel in die Pflegefamilie:



*Ja, damals war ich dann halt ein kleines Kind, habe das Ganze ja noch nicht so richtig verstanden so.*

*Und da hatte ich auch noch, also da gab es noch Besuchskontakte zu meiner leiblichen Mutter. Ja und ich war halt immer so, wie soll ich sagen? Enttäuscht. Also ich hab mich so gefühlt, dass meine Mutter mich nie haben wollte. Weil ich das Ganze nicht verstanden hab so. Und ja. Mir ging es nach den Besuchen und auch vor den Besuchen ging es mir immer voll scheiße. Es hat sich halt dann damit bemerkbar gemacht, dass ich halt sehr aufgeregt war im Kindergarten. Auch zu Hause. Ich konnte nicht schlafen so. Ich hab dann auch die Nähe zu meiner Pflegemutter sehr oft gesucht so.*

Ein weiterer wichtiger Aspekt im Erleben der Besuchskontakte bezieht sich auf die Möglichkeit der eigenen Einflussnahme. In diesem Zusammenhang beschreiben einige Gesprächspartner, dass sie nicht darauf einwirken konnten, ob ein Kontakt überhaupt stattfindet oder nicht. So erinnert sich Adem daran, dass er zwar immer wieder gefragt wurde, ob er seine leibliche Mutter denn sehen möchte, letztlich auf seinen Wunsch sie nicht sehen zu wollen, zunächst jedoch keine Rücksicht genommen wurde:



*Ja klar, ich wurde andauernd gefragt. Wirklich von jedem. Ich hab natürlich auch soviel Leute vom Jugendamt kennengelernt, weil immer wieder jemand Neues für mich zuständig war. Und jeder hat mich dieselbe Frage gefragt. So: „Ja, wie sieht es denn mit Besuchen und deiner Mama aus?“ Hab ich immer das Selbe gesagt: „Nein! Auf gar keinen Fall.“ Ich meine, wenn es eine liebe, harmlose Frau gewesen wäre, hätte ich das natürlich im Leben nie gesagt. Da hätte ich auch keinen Grund für gehabt. Aber ich hatte halt schon meine Gründe so. Wie ich heute auch noch habe.*

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Kapitel 4 zu Herkunft und Biografie und die dortigen Hinweise auf die theoretische Auseinandersetzung.



Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview kommt er auf das Thema erneut zu sprechen



*Also, hätte man uns von Anfang so geglaubt, dass meine richtige Mama wirklich einen an der Waffel hat und wir keine bösen Menschen sind, und ich auch nicht irgendwie entführt wurde oder so irgendwas oder ich auch einen guten Grund habe, warum ich meine Mama nicht mehr wiedersehen will, hätte man mich da besser nachvollziehen können und hätte sagen können: „Okay, das ist wirklich krass da. Er braucht auf jeden Fall auch nicht mehr da irgendwie Kontakt zu haben“. Und da waren auch sämtliche irgendwie Versuche, um mich mit ihr da irgendwie zusammen zu führen. Das war auch einmal irgendwie, das war auch bei einer Psychologin oder so was Ähnlichem, keine Ahnung. Da wurde dann auch so ein Treffen arrangiert oder so was. Ich bin da nur reingegangen, ich hab dann die Augen zugemacht und meinte: „Ich will dich nie wieder sehen“ und bin dann raus gerannt so. Dass halt diese jämmerlichen Versuche halt unterlassen werden sollten so.*

An diesem Beispiel zeigt sich eine zentrale Belastungsquelle, die Besuchskontakte mit sich bringen können: das fehlende Erleben von Kontrolle seitens der Pflegekinder und damit verbunden, das Empfinden eines Ausgeliefert-Seins in einer belastenden und mitunter sogar dramatischen Situation.

### Was hilfreich war – Ressourcen vor Kontakt

Melanie berichtet im Gegensatz zu Adem von einer Einflussmöglichkeit auf den potentiellen Kontakt mit der leibliche Mutter. Sie erinnert sich, dass sie von der Fachberaterin über den Kontaktwunsch der Mutter informiert wurde, aber letztlich ihr Wunsch berücksichtigt wurde, keinen Kontakt haben zu wollen:



*Ja, genau. Ich hab gesagt: „Ich möchte das nicht.“ Ich glaube, das war die Frau Jentsch damals vom Jugendamt. Die hatte mir dann erklärt: „Ja, deine Mama möchte dich wiedersehen. Und du weißt ja, wer das ist, ne?“ Und dann, ich wusste das, natürlich wusste ich das. Und dann habe ich gesagt: „Aber ich möchte das nicht.“ Also die hatte mich auch mehrfach dann gefragt an dem Tag: „Bist du dir sicher?“ Und ich wollte das halt gar nicht.*

Hinsichtlich der Wiederaufnahme der Kontakte, etwa im Jugendalter, wird von den Gesprächspartnern herausgestellt, wenn sie selbst die Initiatoren eines Treffens gewesen sind. So heißt es in einem Interview:



*Und dann habe ich meinen Pflegeeltern mal gesagt, dass ich auch gerne meine Mutter noch mal wiedersehen würde. Und die haben das dann weitergeleitet ans Jugendamt. Und die haben das dann weiter organisiert.*

Was die Gefühlslage der Pflegekinder angeht, so zeigt sich, dass es sich entlastend auswirkt, wenn die Kontakte für das Pflegekind zu erwarten sind. Routinen und klare Abläufe können dafür sorgen, dass Sicherheit im Umgang miteinander entsteht. Im Kontext klarer Kontaktstrukturen und Regelmäßigkeiten werden Besuchskontakte nahezu als Normalität beschrieben. So formuliert ein Interviewpartner:



*Es war normal, dass meine Mama hier immer wieder mal vorbeikam. Ich weiß, dass es eigentlich nicht normal ist mehrere Mütter zu haben, aber für mich war es normal.*

### Belastungsquellen in der konkreten Kontaktsituation und nach den Kontakten

In der konkreten Kontaktsituation benennen die Interviewpartner unterschiedlichste Belastungsquellen. Häufig wird auch im Kontakt von körperlichen Reaktionen wie Unwohlsein oder Übelkeit berichtet. Weitere Belastungen haben mit den eigenen Empfindungen gegenüber den leiblichen Eltern und deren Verhalten im Kontakt zu tun. Hinzu kommen Belastungen, die durch die eigentliche Situation und die Inszenierung des Treffens entstehen. Dass das Benehmen der Herkunftseltern als nicht passend und mitunter sogar übergreifig erlebt wird, wird von einigen Interviewpartnern geschildert. Zu große körperliche Nähe bzw. Versuche der körperlichen Kontaktaufnahme werden hier als problematisch beschrieben, unabhängig davon, ob es sich um Kontakte als Kinder oder auch als Jugendliche handelt. So erinnert sich Nora an die Situation, in der sie als junge Erwachsene ihre Mutter wiedergesehen hat:



*Also das erste Treffen lief einfach so ab, dass sie dann kam, mich dann weiß ich nicht wie lange gedrückt hat, wo ich einfach total steif war und gar nichts machen konnte und sie eigentlich gerne in die Ecke geschubst hätte und einfach raus gegangen wäre so. Und da fing es halt an, dass ich, ich hab angefangen zu weinen und hab während des ganzen Treffens auch nicht mehr aufgehört.*



Ein weiterer Aspekt ist das Erleben und Fühlen von Bedrängung durch die leiblichen Eltern im Besuchskontakt.<sup>2</sup> Es werden Wünsche nach der Rückkehr des Kindes formuliert oder sogar konkrete Pläne für das „Zurückholen“ vorgestellt. Dieses Erleben ist im Interview mit Caro ein zentraler Aspekt ihrer Erinnerung an die Besuchskontakte. Sie beschreibt, dass die leiblichen Eltern sie immer wieder aufgefordert hätten, zurück zu kommen. Auch in begleiteten Kontakten sei es zu solchen Situationen gekommen:



*Und eine Person vom Jugendamt saß auch noch dabei. Und das Treffen, an das ich mich erinnere, das verlief eigentlich ganz positiv. Außer, dass da dann halt auch schon wieder Vorwürfe kamen: „Warum willst du nicht zurück nach Hause?“*

Einige ehemaligen Pflegekinder beschreiben, dass sie Fragen an die leiblichen Eltern gehabt oder sich Erklärungen von ihnen gewünscht hätten, die leiblichen Eltern aber nicht in der Lage waren, die Kontakte hierfür zu nutzen.

Claudia beschreibt, wie Sie sich als Jugendliche mit der leiblichen Mutter getroffen hat und ihr Fragen stellen wollte, diese aber nicht beantwortet wurden. Das Verhalten der Mutter stellt für sie eine große Enttäuschung dar:



*Wir hatten mehrere Treffen und für meine Mutter war es immer schwierig quasi über diese Sachen zu reden, die mir wichtig sind. Also: „Warum ist das so? Und wie ist das entstanden? Und warum hast du mich weggegeben und meinen Bruder behalten?“ Und „Warum hast du überhaupt noch mal ein Kind gekriegt? Wenn das Erste ja auch nicht funktioniert hat?“ Und meine Mutter wollte halt nicht darüber sprechen und die hätte am liebsten so direkt gehabt, wir machen nur schöne Sachen und damit hat sich das. Ich hab mir gedacht so: „Du hattest gut achtzehn Jahre Zeit dich vorzubereiten.“ Also ich hätte mir einen Zettel gemacht zumindestens. Und hätte aufgeschrieben, was mein Kind auf jeden Fall wissen will.*

Bei den Pflegekindern, die ihre leiblichen Eltern eher unregelmäßig gesehen haben, finden wir vielfältige Beschreibungen, in denen unsere Gesprächspartner Gefühle der Fremdheit oder auch der Ablehnung gegenüber den leiblichen Eltern empfinden und diese im Interview klar formulieren.

So heißt es beispielsweise in einem Interview:



*Also es war irgendwie merkwürdig, dann vor einer fremden Frau zu stehen, zu sitzen und dann zu wissen: „Hey, das ist deine Mutter. Aber eigentlich kennst du die gar nicht.“*

In einigen wenigen Interviews finden wir Beschreibungen massiver Übergriffe im Besuchskontakt, so erinnert sich ein Interviewpartner, wie die leibliche Mutter ihn im Kontakt geschlagen hat:



*Man glaubt dann auch halt an das Gute im Menschen, so denkt man so „Ja, okay. Wenn die hier und da mal zu Besuch kommt, ist schon in Ordnung.“ Man hat sich dann irgendwo dann getroffen im Park und so was. Also, ich kann mich noch so verschwommen erinnern. Und da war sie auch einmal noch, das weiß ich noch ganz genau, bei uns. Da waren wir da ganz normal so im Wohnzimmer, hatten eine Eisenbahn aufgebaut, mit der ich gespielt hatte. Da war meine Pflegemama mal kurz auf Toilette gegangen und in der Zeit ist sie sofort aufgestanden, hat mich geschlagen.*

Beschreibungen über die Gestaltung und Begleitung der Kontakte unterscheiden sich erheblich. Äußerungen darüber, dass es für die Kinder zum Teil unklar war, warum ein Kontakt überhaupt stattfindet oder auch warum sie nach dem Treffen nicht zurück zu den leiblichen Eltern können, finden wir ebenso wie Beschreibungen, aus denen der Eindruck entsteht, dass sich die Pflegekinder in der Kontaktsituation ausgeliefert und alleine fühlten. In vielen Gesprächen wird nicht erinnert, ob der Kontakt begleitet wurde. Wie bereits im Zusammenhang mit Belastungen vor dem Kontakt beschrieben, kann es auch im Kontakt eine Belastung sein, wenn das Pflegekind den Eindruck hat, dass es keinen Einfluss auf den Verlauf des Kontakts hat. Das Gefühl, während der Begegnung nicht geschützt und auf sich alleine gestellt zu sein, schlägt sich in einigen Gesprächen nieder. So berichtet ein Interviewpartner, dass er sich nicht durch die Mitarbeiterin des Jugendamtes begleitet gefühlt habe:



*Diese vom Jugendamt? Ja klar, die war natürlich für meine Mutter da. Die hat mich null beschützt, sag ich mal. Für die war das immer nur die arme, arme Frau und so. Ich war nebensächlich dann. Also hatte ich zumindest so im Gefühl.*

2 Vgl. hierzu Kapitel 3 Zwischen zwei Familien



Deutlich wird an diesem Beispiel auch, dass die Funktion, die die fachliche Begleitung im Kontakt hatte, dem Gesprächspartner nicht klar war.

Dass manche Pflegekinder in der Kontaktgestaltung den Eindruck hatten, dass es nicht um sie geht und sie in ihren Bedürfnissen nicht wahrgenommen werden, kann eine weitere Belastungsquelle darstellen. Im Interview mit Melanie hat es den Anschein, dass sie sich auf sich gestellt gefühlt hat und niemand anwesend war, der ihre Bedürfnisse in den Blick genommen hat. Sie berichtet:



*Nach ein paar Jahren ist die mal wieder gekommen und hat uns besucht. Das weiß ich noch, ich kann aber nicht sagen, wie alt ich war. Aber ich wusste, dass sie meine Mutter war und die Situation war auch irgendwie ein bisschen blöd, fand ich so aus meiner Sicht. Weil sie hatte immer Angst, dass meine Pflegeeltern mich ihr wegnehmen sozusagen. Und ja, da war sie wie gesagt noch mal da und das war aber irgendwie komisch. Ich hab quasi, sie hat so gegessen wie Sie jetzt, ne? Ich hab da quasi an ihrem Bein gehangen, weil ich wusste, wer sie war. Und die hatten sich aber so unterhalten und, also meine Mütter halt untereinander, und ich hatte das Gefühl halt, dass ich nicht so beachtet worden bin, wie ich mir das gewünscht hätte, ne?*

Auch nach den Kontaktsituationen finden wir Beschreibungen körperlicher Beschwerden und seelischer Symptome wie Anspannung. So berichtet Vanessa:



*Ich hab auch probiert mit ihr Kontakt aufzunehmen. Und danach hab ich gesagt: „Ich will das alles nicht mehr.“ Weil mir das danach jedes Mal weh getan hat. Es hat mich auch immer jedes Mal hart getroffen. Und diese Schmerzen wollte ich einfach nicht mehr haben. Weil da jedes was Mal kaputt gegangen ist und dann kam es wieder hoch.*

Auffällig ist, dass solche Reaktionen vor allem bei den Kontakten vorzukommen scheinen, die wenig organisiert und geplant anmuten.

### Was hilfreich war – Ressourcen im Kontakt und nach dem Kontakt

Als Ressourcen innerhalb der Kontaktsituation lassen sich die Begleitung im Kontakt und die Unterstützung innerhalb der Gesamtsituation herausstellen. Hier sind es vor allem die Pflegeeltern, deren Beteiligung oft als großer Beistand beschrieben wird. Vielfach wird

geschildert, wie Pflegeeltern als „moralische Unterstützung“ mit zu den Treffen genommen wurden. So heißt es bei einer Interviewpartnerin:



*Meine Pflegeeltern wollten mich halt auch davor schützen, dass halt meine Mutter dann alkoholisiert da ankommt zu den Treffen. Und das für mich, weiß nicht, noch mal so ein Rückschlag ist oder so was. Da waren halt meine Pflegeeltern auch ziemlich vorsichtig mit. Also, dass die dann erst noch dabei gegessen haben.*

Aber auch im Kontakt am Telefon oder per Brief wird die Unterstützung durch die Pflegeeltern als hilfreich beschrieben. So berichtet Caro hinsichtlich der Bedrängung durch die leiblichen Eltern, wie ihre Pflegeeltern mit der Situation umgegangen sind:



*Ja, was ich immer unangenehm fand, ich hab halt auch häufig Briefe geschickt bekommen oder bin angerufen worden. Und mit meinen Eltern telefoniert habe ich gar nicht gerne. Weil da kamen halt permanent Vorwürfe, warum ich nicht zurück komme. Und in den Briefen ebenso. Und die Telefonate hab ich dann gar nicht mehr entgegen genommen. Und die Briefe hab ich dann erst von meinen Pflegeeltern lesen lassen. Und wenn da halt so was drin stand, wollte ich die gar nicht mehr lesen. Also die haben dann alles durchgelesen und wenn es Grüße zum Geburtstag waren oder zu Weihnachten hab ich das auch gern gelesen. Wenn da nicht weiter was drin stand halt außer „Frohe Weihnachten“. Und aber so längere Briefe hab ich immer zum Lesen gegeben. Und die haben dann halt entschieden, ob das zumutbar ist oder ob sie das lieber noch weglegen.*

Auch in der Idee möglicherweise wieder Kontakt aufzunehmen, können die Pflegeeltern und Gespräche mit ihnen sehr bedeutsam sein. So beschreibt Lukas, der zum Zeitpunkt des Interviews überlegt, ob er nach langer Zeit wieder Kontakt zu seiner Mutter aufnehmen soll, wie er dies mit den Pflegeeltern besprochen hat:



*Ja und meine Eltern haben mir gesagt: „Ja guck mal. Wenn du jetzt alleine dahin fährst: Du hast niemanden. Du kannst da nicht einfach sagen: „Ja, komm nimm mich mal in den Arm oder so. Du kannst nicht drüber reden.“ Die haben mir vorgeschlagen zum Beispiel, dass halt: „Wenn wir nach A-Stadt fahren, dass wir das dann verkuppeln können, dass du dann für ein paar Stunden bei deiner Mutter bist. Dass wir dich dahin bringen. Dass du mit deiner Mutter ein paar Stunden verbringst und wir dich*



*abends wieder abholen. Und dann kannst du, wenn du willst, kannst du drüber reden. Du kannst dich ausheulen.“ Und so. Dass ich dann jemanden habe dann so.*

An diesem Beispiel wird eine zusätzliche Ressource offenkundig. Besteht nach dem Kontakt die Möglichkeit oder das Angebot, die Situation noch mal zu besprechen, kann dies eine Quelle der Unterstützung für das Kind sein.

Sind Professionelle als lenkende Kraft in den Besuchskontaktsituationen erkennbar, wird dies in aller Regel positiv benannt. Beschreibungen beziehen sich hier vor allem auf die ersten Begegnungen mit den leiblichen Eltern oder eine Wiederaufnahme des Kontakts.

So erinnert sich Dana an die Situation, als sie als Jugendliche erstmals den leiblichen Vater traf:



*I: Und dieses Treffen? Wie war das dann?*

*D: Das war total komisch. Also meine Tante [Pflegermutter Anmerkung J.P.] haben wir mitgenommen als moralische Unterstützung. Ja, mein Vater ist alleine gekommen und Frau Hachen saß mit am Tisch. Und ich muss sagen, Frau Hachen hat das Gespräch mehr oder weniger geleitet. Klar mein Vater hat erzählt. Ich kannte die Version schon aus der Sicht meiner Mutter warum wir unseren Vater nicht kannten. Ja, dann hörte ich auch dann mal die Version von meinem Vater. Das Gespräch war eigentlich, das war nach einer Stunde oder so schon beendet, weil uns dann keine Fragen mehr eingefallen waren.*

Ein Punkt, an dem die Beteiligung der Professionellen sehr deutlich wahrgenommen wird, ist der einer möglichen Wiederaufnahme der Kontakte. Hier sind die Professionellen häufig als Unterstützung zu erkennen, sie werden als hilfreiche Informationsquelle und Wegbereiter zu einem möglichen Kontakt beschrieben. So nimmt beispielsweise Nora als erwachsene Frau für den zweiten Kontakt zur leiblichen Mutter nochmals die Unterstützung des ehemals zuständigen Mitarbeitern beim Pflegekinderdienst in Anspruch.



*Und ich glaube, deswegen war mir dieses zweite Treffen auch noch mal wichtig, um da einfach zu zeigen, dass ich auch erwachsen oder groß geworden bin. Dass ich auch meinen Mund aufmachen kann und auch mit ihr sprechen kann. Ich hab einen Brief geschrieben. Und hab den zu dem Herrn Käuser geschickt. Der war noch mal so nett und hat den Brief also weitergeleitet.*

Melanie beschreibt in diesem Zusammenhang auch die Örtlichkeit des Jugendamtes als hilfreich für ihre aktuelle Situation:



*Ja bei den Treffen jetzt beim Jugendamt, also ich hab meine Mutter erstmal übers Jugendamt getroffen. Weil ich dachte: „Ist eine Situation: Ist nicht bei mir, ist nicht bei ihr.“ Ist halt, fühlt sich keiner dann so sicher und der andere unsicher. Das ist halt ganz gut dann.*

## Alternative Kontaktformen als Ressource

Obwohl Besuchskontakte – wie wir gesehen haben – viele Belastungsquellen beinhalten können, ist es wichtig zu betonen, dass das Thema Herkunft und leibliche Eltern auch ohne Kontakte relevant bleiben kann und auch gerade das Ausbleiben der Kontakte eine Belastung darstellen kann. So sind die Frage nach den eigenen Wurzeln, das Thema der körperlichen Ähnlichkeit oder Phantasien über die leiblichen Eltern in vielen Interviews Gesprächsgegenstand. In diesem Zusammenhang werden beispielsweise Kontaktmöglichkeiten, die nicht mit einer konkreten Begegnung verbunden sind, von den Gesprächspartnern beschrieben. So berichtet Julia, wie sie Telefon- und Briefkontakt zur Mutter gehalten hat und auf diese Weise für einen gewissen Zeitraum mit der Mutter Kontakt pflegen konnte, um vor allem ihrem Wunsch nachzugehen, einen Eindruck von der Mutter zu bekommen:



*Mit neun habe ich dann auch Kontakt zu meiner leiblichen Mutter aufgenommen über Briefe und Telefonate. Ich fand die auch total interessant, wollte die aber nie kennen lernen. Ich wollte die nie sehen, also ein Foto hat mir ausgereicht, Briefe haben mir ausgereicht, die Stimme zu hören hat mir ausgereicht, aber ich wollte diese Person nie sehen. Wahrscheinlich weil ich, ja ich hatte immer Angst wenn die mich sieht, wenn man sich mal trifft, dann behält die mich, dann gibt die mich auch nicht mehr raus.*

Sehr hilfreich beschreiben einige Gesprächspartner die Möglichkeit, über ihre Ansprechpartner im Pflegekinderdienst Informationen über die leiblichen Eltern zu bekommen, auch wenn gerade kein Kontakt besteht. Es zeigt sich, dass so ein Umgang mit ambivalenten Gefühlen gefunden werden kann. Lukas beschreibt, wie sich der Kontaktwunsch zur leiblichen Mutter verändert hat und wie er Auskünfte von seiner Fachberaterin bekommen hat:



*Ich hab halt auch schon mal gesagt so: „Ich wünschte, dass meine Mutter tot wäre.“ Und so. Ja und jetzt ist das komplett anders. Seitdem ich ausgezogen bin auch schon mal ein bisschen vorher so. Ich weiß nicht, ich denke so oft an meine Mutter so. Weil ich höre ja immer von Frau Karla so, ich frage ja immer nach so, die bekommt jetzt Hilfe, dass die es schafft mit ihren Kindern. Die wird ja immer betreut und so. Und ich find das ja toll, dass meine Mutter sich bemüht so. Zeigt mir ja, dass sie auch anders kann.*

Zusammenfassend wird deutlich, dass wir es hier mit einem sehr vielfältigen Thema zu tun haben. Nicht nur die Art und Häufigkeit möglicher Kontakte variieren stark, sondern auch das Erleben der konkreten Situationen unterscheidet sich, sowohl zwischen den einzelnen Gesprächspartnern als auch im Verlauf eines Pflegeverhältnisses.

Dennoch geben die Interviews Aufschluss über positive Merkmale, die es durch professionelle Arbeit möglichst zu gewährleisten gilt:

- Möglichkeiten der Einflussnahme für das Kind auf Stattfinden, Gestaltung und Fortsetzung der Kontakte.
- Kontakte sind berechenbar in ihrer Durchführung, es herrscht teilweise Normalität.
- „Ich bin nicht allein“ – Begleitung und Unterstützung durch professionelle Kräfte und die Pflegeeltern.
- Moderation von Kontakten und Gesprächen.
- Unterstützung durch Professionelle und Pflegeeltern in Kontakt(wieder)aufnahme mit den leiblichen Eltern.
- Ideen und Angebote für alternative Kontaktformen.
- Es gibt Örtlichkeiten für einen Kontakt.
- Für die Kontakte bestehen vor- und nachbereitende Gesprächsangebote.

An Problemlagen, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen soll, zeigen die Interviews auf:

- Körperliche und psychischer Reaktionen vor, während und nach dem Kontakt.
- Den Eindruck haben, keinen Einfluss auf Stattfinden und Gestaltung des Kontakts zu haben.
- Als unpassend erlebtes Verhalten der leiblichen Eltern wie Bedrängung oder ein Zuviel an körperlicher Nähe.

## Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst

- Keine Informationen von den leiblichen Eltern bekommen, die man sich von ihnen erhofft hatte.
- Gefühl, im Kontakt nicht geschützt und auf sich allein gestellt zu sein.
- Die eigenen Bedürfnisse werden nicht berücksichtigt.



### Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Grundsätzlich gilt, dass ein ausschließliches Verhalten in einem „Entweder-Oder“ zum Thema Besuchskontakt keinem der Beteiligten hilft, da es auf diese Frage keine pauschale Antwort gibt. Vielmehr gilt es, zu einer Entdramatisierung von Besuchskontakten zu kommen und diese sowohl von überhöhten Erwartungen als auch übertriebenen Befürchtungen zu befreien. Dazu muss berücksichtigt werden, dass es sich bei Besuchskontakten zwischen Pflegekindern und Eltern um einen veränderbaren, flexiblen Prozess handelt. Dieser Prozess findet zwischen Eltern, Kindern und Pflegefamilie statt, orientiert sich an den vorhandenen oder auch an den sich entwickelnden Beziehungen zwischen den Beteiligten und bedarf klarer Rahmenbedingungen sowie einer verbindlichen Gestaltung, die eindeutig in den Aufgabenbereich des Pflegekinderdienstes fällt. Zuständig ist der für das Pflegeverhältnis insgesamt zuständige Fachberater.

Von besonderer Bedeutung sind die kindlichen Signale in Bezug auf die Kontakte. Diese müssen ernst genommen und in ihrer Bedeutungszuschreibung laufend geprüft werden. Zudem gilt es, den Lebensraum des Kindes als Schutzraum zu verstehen. Begegnungen können hier nur in Einzelfällen und nach vorheriger Klärung stattfinden. Zu Beginn eines Pflegeverhältnisses kann der Lebensraum in keinem Fall zum Begegnungsraum werden.

### Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Bevor Besuchskontakte durchgeführt werden, bedarf es zunächst der Klärung, ob Kontakte aktuell stattfinden können. Das Kindeswohl hat hierbei oberste Priorität.

- Es gilt verschiedene Parameter zu berücksichtigen: In welcher Phase ist das Pflegeverhältnis? Wie sieht der aktuelle Belastungsgrad des Kindes



aus? Wo steht es in seiner Entwicklung und in der Integration in die Pflegefamilie? Zur Klärung gehört ebenfalls, die Kinder ernst zu nehmen, ihre Reaktionen zu beobachten und zu dokumentieren sowie die Beantwortung der Frage, ob Besuchskontakte derzeit für ein Kind zumutbar sind. Der Fachberater sollte hierbei sowohl die Beobachtungen der Pflegeeltern berücksichtigen als auch seine eigenen, hiervon unabhängigen Wahrnehmungen und Einschätzungen einfließen lassen.

- Finden aktuell keine Kontakte statt, sind alternative Informationskontakte für die leiblichen Eltern zu planen (ohne Kinder).



Finden Kontakte statt, muss vor den Kontakten unter den Beteiligten klar sein, wer welche Funktionen und Aufgaben im Besuchskontakt hat. Die Vorbereitung sollte möglichst so erfolgen, dass sich alle Beteiligten wertgeschätzt und ernst genommen fühlen. Grundsätzlich gilt für die Vorbereitung:

- Besuchskontakte sind durch den Pflegekinderdienst zu organisieren und zu gestalten.
- Die Vorbereitung der Herkunftsfamilie obliegt in der Regel dem Pflegekinderdienst, ggf. in Zusammenarbeit mit anderen für die Herkunftsfamilie zuständigen Fachdiensten/Institutionen.
- Für den jeweiligen Einzelfall relevante Themen (wie beispielsweise psychische oder körperliche Erkrankungen in der Herkunftsfamilie, besondere Konstellationen in der Herkunftsfamilie) müssen berücksichtigt werden und ggf. vorab mit den Beteiligten besprochen werden.
- Die Pflegeeltern brauchen Unterstützung und Vorbereitung für ihre zweiteilige Aufgabe, einerseits dem Pflegekind Schutz zu gewährleisten und andererseits die Kontakte konstruktiv zu unterstützen. Sie benötigen hier Gesprächsangebote sowie die Anbindung an unterstützende Netzwerke.



Damit der Kontakt für alle Beteiligten klar und einschätzbar sein kann, gilt es vor dem Kontakt durch den Fachberater des Pflegekinderdienstes folgende Aspekte zu klären:

- An welchem Ort findet der Kontakt statt?
- Wer nimmt am Kontakt teil?
- Wird der Kontakt begleitet? Wenn ja, durch wen?
- Welche Spielregeln haben während des Kontakts Gültigkeit?



Die Beantwortung dieser Fragen leitet über zur Gestaltung der konkreten Kontaktsituation und der dafür relevanten Standards.

Einigkeit unter den beteiligten Fachdiensten besteht darüber, dass zu Beginn eines Pflegeverhältnisses die Treffen an einem neutralen und zunächst gleichbleibenden Ort stattfinden müssen. Das bedeutet in der Konsequenz, dass es innerhalb des Jugendamtes/des Dienstes einen Raum für solche Begegnungen geben muss. Ebenfalls besteht Einigkeit darüber, dass es eine fachliche Begleitung der Kontakte geben muss. Betrachtet man den Besuchskontakt als etwas Veränderbares, so ist klar, dass sich der Ort des Treffens sowie die Intensität und Form der Betreuung verändern können, diese Veränderungen aber bedacht erfolgen sollten. Für die fachliche Arbeit der Pflegekinderdienste bedeutet dies also konkret:

- Besuchskontakte müssen an einem neutralen – zu Beginn konstanten – Ort stattfinden. Der Lebensraum ist der Schutzraum des Kindes. Nur in begründeten Fällen kann der Lebensraum zum Begegnungsraum werden.
- Es muss ein Raum für Besuchskontakte beim Pflegekinderdienst vorhanden sein.
- Besuchskontakte müssen fachlich so lange begleitet werden, wie es das Pflegekind, die Pflegeeltern, die Herkunftseltern oder der Pflegekinderdienst für notwendig halten. Die Notwendigkeit einer Begleitung sollte im Prozess des Pflegeverhältnisses auch immer wieder überprüft werden.



Um gewährleisten zu können, dass sich im Besuchskontakt bestenfalls alle Beteiligten, vor allem aber das Pflegekind, sicher fühlen können, braucht es klare Absprachen. Diese konkreten Regelungen ergeben sich häufig aus der individuellen Arbeitsweise und dem jeweiligen Fall, gleichzeitig besteht aber die Notwendigkeit, zentrale Aspekte als Qualitätsmerkmale festzuhalten:

- Begrüßung, Verabschiedung und Verhalten während des Umgangs werden durch den Fachberater mit allen Beteiligten geklärt. Hierzu können beispielsweise Regelungen über die Reihenfolge des Ankommens im Besuchsraum oder auch Absprachen für Abschiedsrituale gehören.
- Der Fachberater übernimmt in den ersten Besuchskontakten eine aktive Rolle: Begrüßung



der Teilnehmer, Erklärung des Zwecks des Treffens etc.

- Der Fachberater entscheidet in der konkreten Besuchssituation wie und ob der Kontakt stattfinden kann oder beendet werden muss. Dies gilt insbesondere, wenn vorab vereinbarte Regelungen nicht eingehalten werden.



Um die vielfältigen Themen, die ein Besuchskontakt mit sich bringen kann, genauso wie mögliche Belastungen des Pflegekindes abfedern zu können, ist es wichtig, dass der Fachberater nach dem Besuchskontakt als Ansprechpartner – vor allem für das Pflegekind – zur Verfügung steht. Dies kann und darf nicht die alleinige Aufgabe der Pflegeeltern sein. Das bedeutet:

- Die Nachbetreuung der Besuchskontakte ist Aufgabe des Fachberaters. Er muss dies klar kommunizieren, vor allem gegenüber dem Pflegekind.



Wie dargestellt wurde, ist für viele Pflegekinder das Thema des Kontaktes mit der leiblichen Familie auch dann präsent, wenn keine Kontakte stattfinden. Vielmehr kann das Thema auch bei jungen Erwachsenen nochmals an Relevanz gewinnen oder der Wunsch bestehen, einen abgebrochenen Kontakt wieder aufzunehmen. Hier ist ein wichtiger Faktor, dass das Pflegekind die Möglichkeit hat, dabei Unterstützung zu finden.

Es gilt daher festzuhalten:

- Der Fachberater sollte auf Anfrage auch nach Beendigung des Pflegerverhältnisses oder nach einem Kontaktabbruch Vermittler zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie bleiben.
- Wenn die leiblichen Eltern keinen Kontakt zum Pflegekinderdienst halten, sollten diese jährlich angeschrieben und „erinnert“ werden. Dadurch wird verhindert, dass Pflegekinder sehr spät und sehr plötzlich auf ihre leiblichen Eltern treffen. Diese Maßnahme kann sehr zeitaufwendig sein, hat aber vermutlich einen enormen langfristigen Wert für das Pflegekind.



## 6 Verwandtenpflege<sup>1</sup> – Judith Pierlings und Dirk Schäfer

Verwandtenpflege, also die Betreuung eines Pflegekinds im Haushalt mindestens eines verwandtschaftlich mit dem Kind verbundenen Pflegeelternanteils, ist zunächst die älteste und ursprünglichste Form der Pflegefamilie. Gleichzeitig ist es aber ein Bereich des Pflegekinderwesens, der nur langsam Teil einer Professionalisierungsdebatte in Deutschland wird. Diese Situation hat verschiedene Gründe. So ist ein großer Teil der Verwandtenpflegeverhältnisse selbstorganisiert und dem Jugendamt beziehungsweise dem Pflegekinderdienst nicht bekannt oder wird erst deutlich nach ihrem Beginn bekannt.<sup>2</sup> Hinzu kommt, dass die Verwandtenpflege innerhalb des jeweils örtlichen Pflegekinderhilfesystems einen unterschiedlichen Rang einnimmt. So herrscht eine uneinheitliche Bewilligungspraxis zwischen den verschiedenen Jugendämtern. Neben den Verwandtenpflegeverhältnissen, die gar nicht in Verbindung mit dem Hilfesystem stehen, gibt es Konstellationen, in der die Beteiligten zwar Kontakt zum Hilfesystem haben, aber keine Hilfen zur Erziehung erhalten – sei es, weil sie dies nicht möchten oder auch, weil sie die Voraussetzung für die Gewährung nicht erfüllen.<sup>3</sup> Wird Hilfe gemäß §33 SGBVIII gewährt, zeigen sich auch erhebliche Unterschiede in der quantitativen Bedeutung der Verwandtenpflege für die einzelnen Kommunen. So zeigen Zahlen aus dem Rheinland für das Jahr 2007 diese Bandbreite.<sup>4</sup> In rund 16% der Kommunen waren 40% und mehr der betreuten Pflegekinder in Verwandtenpflege (gemäß §33 SGBVIII) untergebracht. Dem gegenüber lag bei rund 20% der befragten Jugendämter der Anteil der Pflegekinder, die in dieser Form der Fremdplatzierung untergebracht waren, bei weniger als 10%. Diese Zahlen zeigen in Ansätzen die unterschiedliche Handhabung in der Praxis und verweisen damit auch auf die jeweiligen „Fremdplatzierungsphilosophien“.<sup>5</sup>

Betrachtet man im Vergleich beispielsweise das Vorgehen in den Niederlanden, so zeigt sich, dass hier mit der Verwandtenpflege anders umgegangen wird, 2004 waren rund 25% der Pflegeverhältnisse im sozialen Nahraum<sup>6</sup> des Kindes installiert. Hierfür werden Aspekte der sozialen Netzwerkpflege genutzt. Neben der Suche nach Pflegeverhältnissen im sozialen Netzwerk gehören unter anderem die konkrete Beteiligung der Pflegekinder und ihrer Angehörigen bei der Suche nach einer geeigneten Person für die Hilfeleistung zu diesem interaktiven Prozess.<sup>7</sup>

Gleichwohl wird auch hierzulande von verschiedenen Stellen die Notwendigkeit gesehen, an Arbeitshilfen und Konzepten für eine fachliche Weiterentwicklung der Verwandtenpflege zu arbeiten. Hier sei beispielsweise auf die Jahrestagung des LVR-Landesjugendamtes im Jahr 2008 und die daraus entstandene „Königswinterer Erklärung“<sup>8</sup>, das „Neue Manifest zur Pflegekinderhilfe“<sup>9</sup> sowie exemplarisch das Konzept „Kinder und Jugendliche in Verwandtenpflege – konzeptioneller Arbeitsansatz der Verwandtenpflege“<sup>10</sup> verwiesen.

Auch das Leuchtturmprojekt formuliert als Ergebnis die Notwendigkeit, eigene Konzepte für diese besondere Form der Inpflegenahme zu erarbeiten. Das Projekt kann – basierend auf der Perspektive der Pflegekinder – keine vollständige Konzeption hervorbringen. Dessen ungeachtet können wir einige erste Qualitätsempfehlungen formulieren und haben so einen wichtigen Schritt getan, der einer dringenden Fortsetzung bedarf.

Wichtig ist, darauf hinzuweisen, dass viele Aspekte, die wir im Folgenden vorstellen und diskutieren, auch für Kinder und Jugendliche zutreffen, die in Pflegeverhältnissen bei Bekannten und Freunden der Herkunftsfamilie leben.

1 Wir beziehen uns im weiteren Verlauf des Textes auf Verwandtenpflege nach §33 SGBVIII

2 Vgl. Blandow (2004), S. 183. Er geht davon aus, dass rund 70% der Pflegeverhältnisse bei Verwandten über private Absprachen entstehen.

3 Vgl. hierzu ausführlich Blandow (2008), S.4. Er bezeichnet diese Gruppe als halbformelle Verwandtenpflege

4 Vgl. Landschaftsverband Rheinland (2007), S.27 ff. Die Daten basieren auf einer Befragung der Jugendämter im Rheinland durch den LVR.

5 Ebd., S.28

6 Blandow (2004), S.191

7 Vgl. ausführlich Portengen, van der Neut (1999) sowie Blandow (2004), S. 182 ff.

8 Vgl. Landschaftsverband Rheinland (2008)

9 Vgl. Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe. (2010), S. 44

10 Vgl. Gerling-Nörenberg (o.J)



### Die Perspektive des Pflegekinds – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangstrategien

Vieles von dem, was wir im Kontext des Themas Loyalitätskonflikte bereits vorgestellt haben, finden wir in besonderer Ausprägung in der Verwandtenpflege.<sup>11</sup> Hierzu gehören in besonderem Maße das Gefühl des Dazwischen-Seins, die Frage der Zugehörigkeit oder auch die Frage, wer der Beteiligten die Wahrheit sagt – beispielsweise über die Gründe für das Zustandekommen des Pflegeverhältnisses. All diese Fragen sind insbesondere in der Verwandtenpflege Thema und spielen auch immer wieder in die Bereiche hinein, die im Folgenden einzeln vorgestellt werden. Gleichzeitig bringt die Verwandtenpflege ihre ganz eigenen Belastungen und Aufgaben für das Pflegekind mit sich. Sie liefert aber auch Ressourcen, die von unseren Gesprächspartnern als hilfreich beschrieben wurden.

#### Übergang in die Pflegefamilie

Wir finden in der Verwandtenpflege relativ häufig eine Art Selbstorganisation des Pflegeverhältnisses. In vielen Fällen sind es akute Notsituationen, aus denen das Pflegeverhältnis entsteht. Auch ist die geplante Verweildauer in vielen Fällen zunächst nur auf kürzere Zeit angelegt, entwickelt sich dann aber doch zu einer dauerhaften Unterbringungsform. Für die Professionellen heißt das, dass sie erst relativ spät in das Pflegeverhältnis einsteigen können und so keine Chance haben, die Anbahnung und den Wechsel adäquat zu begleiten. Eine Überprüfung der Pflegefamilie gestaltet sich vor diesem Hintergrund häufig schwierig. Für die Pflegekinder kann das bedeuten, dass der Wechsel sehr abrupt und ungeplant erlebt wird und eine Unklarheit über Lebensmittelpunkt und Perspektive mit sich bringen kann:

So erinnert sich Olivia folgendermaßen an den Wechsel zu den Großeltern, der eigentlich gar nicht dauerhaft geplant war:



*Also meine Mutter wollte mit mir zur Familientherapie. Hat darauf bestanden. Und sie sollte aber schon eine Woche früher oder zwei Wochen früher los, um diesen körperlichen Entzug ohne mich zu machen. Also ich sollte in der Zeit zu Oma und Opa. Und ja, meine Mutter hat darauf bestanden, nur mit ihrem damaligen Lebensgefährten zusammen Familientherapie zu machen. Auf jeden*

*Fall war das wohl so nicht möglich und dann wollten die an dem Abend bevor ich zu Oma und Opa kommen sollte, wollten die abhauen. Und dann haben Oma und Opa so ein schlechtes Gefühl gehabt an dem Abend. Und haben gesagt: „Wir holen die Olivia schon heute Abend ab.“ Und sind dann auch dahin gefahren. Und da waren die Sachen schon gepackt und die waren gerade auf dem Weg nach unten. Und dann war es also eine ziemlich knappe Sache, dass ich also dann im Oktober zu Oma und Opa gekommen bin. Und ja, also es war schon abrupt. Und der Übergang, also ich weiß nicht mehr soviel von dem Übergang, wie es dann die erste Zeit bei Oma und Opa war. Der Vorteil war halt, dass ich sonst schon jedes Wochenende da war und immer gerne da war. Dass ich mich schon immer auf das Wochenende gefreut habe und dass dann der Übergang nicht so schlimm war. Aber ich weiß aus Erzählungen von meinen Großeltern, dass die erste Zeit ganz schlimm gewesen sein muss. Dass ich immer geweint habe und nachts wach war und geschrien habe und um mich geschlagen habe im Schlaf.*

Auch wenn das Verwandtenpflegeverhältnis von Beginn an längerfristig geplant war und gemeinsam mit den professionellen Kräften organisiert wurde, kann es sich dennoch als schwierig erweisen, einen tatsächlichen Neubeginn zu gestalten. Der Wechsel in die Verwandtenpflege ist meist nicht einfacher zu gestalten als in jedem anderen Pflegeverhältnisse. Der Übergang bleibt für die Pflegekinder ein einschneidendes und schwierig zu bewältigendes Erlebnis, selbst dann, wenn die Betreuungspersonen bekannt sind und von den Kindern gemocht werden. Geht es bei einer fremden Pflegefamilie eher um Themen wie Orientierung in einer unbekanntem Umgebung, kann es bei dem Übergang in die Verwandtenpflegefamilie beispielsweise zur Tabuisierung der Themen kommen, die mit der Fremdplatzierung zu tun haben.

So erinnert Dana den geplanten und organisierten Wechsel zu Tante und Onkel:



*Ja, als wir dann bei meiner Tante ankamen, dann ging das Leben ganz normal weiter. Da wurde nicht groß drüber gesprochen, was jetzt passiert oder wie auch immer. Sondern die haben uns einfach nur versucht, in das ganz normale Familienleben zu integrieren. Ohne groß darüber zu sprechen, warum wir jetzt da sind oder wie auch immer. Die konnten ja im Grunde genommen auch nix dafür. Außer, dass sie „Ja“ gesagt hatten.*

11 Vgl. Kapitel 2 zum Thema Zwischen zwei Familien



## Besuchskontakte

Ähnlich wie das gesamte Pflegeverhältnis sind auch die Besuchskontakte häufig selbst organisiert und finden zumeist ohne Begleitung oder Organisation durch den Pflegekinderdienst statt. Vielmehr gestalten die Familien untereinander die Besuche und deren Häufigkeit, was für die Pflegekinder zu einer Belastung werden kann. Zum Teil beschreiben unsere Gesprächspartner hier auch längerfristige Kontakte, etwa über das Wochenende oder für einige Wochen während der Ferien. Sehr häufig wird in diesem Zusammenhang die Problematik einer Wiedereingewöhnung bei den Pflegeeltern geschildert. Hier berichtet Raphael von seinen Empfindungen nach Kontakten zur Mutter:



*Ja, das war bei uns, also bei mir war es immer ganz schlimm, wenn wir unsere Mutter gesehen haben. Die mal getroffen haben oder wir haben auch eine Zeitlang, ich war mal eine ganze Woche auch bei der gewesen und habe mal bei der geschlafen. Und danach war ich halt, als ich dann wieder zu Tante und Onkel kam, war ich eigentlich nur niedergeschmettert. War total durcheinander und so.*

## Gemeinsame Geschichte der Pflegefamilie und der Herkunftsfamilie

Bei der Verwandtenpflege besteht bereits eine Beziehung zwischen den Menschen der Pflegefamilie und der Herkunftsfamilie. Es handelt sich um eine natürliche Konstellation, die nicht erst von außen entworfen werden muss. Die beteiligten Personen teilen eine gemeinsame Geschichte. Neben positiven Aspekten, kann diese besondere Konstellation aber auch Belastungen mit sich bringen.

Uns begegnen Aussagen darüber, dass Verhaltensweisen der jeweils einen oder anderen Seite negativ bewertet werden. So beschreibt Olivia diese Problematik folgendermaßen:



*Als Beispiel, dass ich um sechs zu Hause sein muss und habe dann mit Mama telefoniert, habe mich halt darüber aufgeregt über Oma und Opa: „Ich muss schon um sechs zu Hause sein, alle anderen dürfen viel länger als ich.“ Und dann sie so: „Ja, das ist typisch für Oma und Opa! Die sind immer so streng! Das war bei mir schon so! Ich musste auch immer so früh zu Hause sein.“ Ja und dann ein anderes Beispiel, dass halt meine Oma und Opa gesagt haben: „Ja die Mama war auch unmöglich. Die ist an Omamas achtzigstem Geburtstag mit dem Bollerwagen ausgezogen. Wir hatten das ganze Haus voller Gäste! Was meinst du, was die gedacht haben?“*

Das Pflegekind erlebt an dieser Stelle ein Gefühl des Dazwischen-Seins. Es wird nicht klar, welche der angebotenen Erwachsenenperspektiven tatsächlich Orientierung liefern kann.

Obwohl eine positive Einfühlung in Probleme der Herkunftsfamilie möglich ist, finden wir auch Interviewaussagen, die das Gegenteil belegen und aus denen hervorgeht, dass Situationen in der Herkunftsfamilie nahezu Tabuthemen in der Pflegefamilie sind. So beschreibt Tobias, dass im Zusammenleben mit der Pflegefamilie der Suizid seiner Mutter kaum besprochen werden konnte:



*Aber wirklich gesprochen worden ist da nie wirklich drüber, muss man sagen. Also wenn, dann gab es einen Konflikt, einen richtigen, aber nicht, dass man sich jetzt einfach mal hingesetzt hätte und darüber geredet hätte. Da gab es ein paar wenige Momente schon wo ich, wenn jetzt jemand merkte, ich hatte einen wirklichen Durchhänger wieder am Geburtstag meiner Mutter oder so oder am Todestag, dann hat man schon so ein bisschen da drüber mal geredet. Aber ja so wirklich kontinuierlich ist es nie geworden eigentlich. Das war immer, das war aber auch so viel, was halt vorher vorgefallen ist zwischen meiner Mutter und meinem Onkel.*

## Rollenkonfusion

Für alle Beteiligten kann es mitunter schwierig sein zu klären, wer welche Rolle innerhalb des Pflegeverhältnisses einnimmt. Pflegekinder müssen beispielsweise einen Umgang damit finden, dass eine z. B. als Tante bekannte Person Teile der Mutterrolle übernimmt, gleichzeitig aber nicht die Mutter ist.

Dana beschreibt, dass die Tante nicht offiziell die Mutter sein durfte, gleichzeitig in ihrem Verhalten oder in der Außenwahrnehmung keine Unterschiede zwischen den eigenen und den Pflegekindern gemacht hat:



*Ja, das wurde von Anfang an sehr getrennt. Wir durften nie „Mama, Papa“ sagen, sondern es wurde immer gesagt: „Tante, Onkel“. Also uns wurde gesagt: „Der Kinder wegen.“ Weil wenn die hören: „Die zwei nennen die jetzt auch Mama oder Papa ...“ Meine Tante hat das nie getrennt. Wenn jemand gefragt hat: „Sind das Ihre Kinder?“ hat sie gesagt: „Ja, sind alle meine.“ Mein Onkel war da schon mal ein bisschen was anders. Der hat immer gesagt: „Ja, drei Eigene, zwei Geliebene.“ Aber irgendwo war immer, mal wurde es getrennt, mal nicht.*



Olivia erinnert sich, wie ihre Mutter, die die Mutterrolle im Alltag nicht füllen konnte, letztlich versucht hat, eine Freundin zu sein, was für Olivia nicht der richtige Weg war:



*Ich glaube auch noch, das war es, was Mama versucht hat. Also eher eine Freundin zu sein als eine Mutter. Weil eine Mutter hatte ich ja in dem Sinne schon, meine Oma. Und das glaube ich, deswegen hat sie einfach versucht, eher eine Freundin zu sein. Was ich aber gar nicht wollte. Weil ich wollte eigentlich eine Mutter haben.*

Im weiteren Verlauf des Interviews beschreibt sie dann auch die eigenen Bemühungen, ein aus ihrer Sicht normales Mutter-Tochter-Verhältnis zu gestalten:



*Aber trotzdem hatte man ja immer dieses Bild von, also Mütter müssen einem ja eigentlich vertraut sein. Das sind ja, ist ja deine Mutter. Und ja, man hatte, also ich habe halt versucht, dass das schon so, wie sag ich das am besten? Also ich hab schon versucht, dass es ein Mutter-Tochter-Verhältnis ist. Oder ja, versucht es so zu gestalten. Auch wenn die Vertrautheit ja eigentlich gar nicht da ist. Aber halt dadurch, dass man, dass man das so eingebläut bekommt, ja dann: „Die ist ja deine Mutter und deine engste Vertraute.“ Und ja, das war schon schwierig da also nicht in dieses, eigentlich nicht in diese Rolle zu passen, die einem aber, also die man eigentlich erfüllen sollte.*

Auch für die verwandten Pflegeeltern ist es mitunter schwer, mit den verschiedenen Rollen zu zurechtzukommen. So beschreibt Tobias, wie schwierig es seiner Meinung nach für die Großmutter gewesen sein muss, mit ihrer eigenen Mutterrolle und dem Verlust der Tochter – Tobias Mutter – umzugehen:



*Also ich sage mal das Zusammenleben damals mit meiner Oma war auch nicht sonderlich leicht. Halt eine ältere Frau und halt ja auch geprägt durch Krieg durch alles und selber geprägt dadurch, dass meine Mutter sich, dass ihre Tochter sich das Leben genommen hat.*

Dana beschreibt, dass für ihren Onkel der Umgang mit seinen leiblichen Kindern und seiner Vaterrolle nach der Aufnahme zweier Verwandtenpflegekinder ein anderer wurde:



*Ja, der Onkel ist meist im Hintergrund. Ein wirkliches Verhältnis zu dem hatte ich jetzt erst kurz bevor ich dann gegangen bin. Weil da hat der dann auch noch mal versucht, mir ein Vater zu sein. Oder beziehungsweise mit mir über die Probleme zu sprechen. Und da ist ihm dann eigentlich auch erst bewusst geworden, als ich mich dann entschieden hatte zu gehen, wie wichtig ich ihm dann doch geworden bin über die Zeit. Und er sich eigentlich kaum gewagt hat, das zu zeigen. Weil er das halt vor den vor seinen eigenen Kindern nicht zeigen wollte. Oder konnte. Er sagt oder hat mir gesagt, er hat damals, als er uns genommen hat, hat er quasi damit aufgehört seine Kinder mehr zu lieben. Er hat einfach alles runter gefahren, mehr oder weniger auf kalt gestellt und versucht, uns alle gleich zu halten. Ob das jetzt positiv oder negativ ist, ich weiß es nicht. Meine Cousine sagt oft, sie hat halt die Liebe ihres Vaters vermisst in den Jahren, wo wir da waren.*

Diese Verhaltensweisen wirken sich dann im Gegenzug wieder auf das Pflegekind und seine Situation in der Familie aus. Zudem zeigt das Beispiel, dass es auch für die leiblichen Kindern in der Pflegefamilie, in diesem Beispiel also Cousin und Cousine der Pflegekinder, nicht leicht ist mit der veränderten Situation und den veränderten Rollen – sowohl den eigenen als auch denen der Eltern – umzugehen.

### **Schwierigkeiten in der Abgrenzung**

Dass verwandte Personen das Pflegeverhältnis übernommen haben, wird von unseren Gesprächspartnern positiv bewertet und ist häufig mit Gefühlen der Dankbarkeit verbunden. Gleichzeitig kann aber gerade die Zeit der Ablösung von der verwandten Pflegefamilie problematisch sein. So beschreibt Olivia, wie schwierig die Ablösung von der Großmutter und ihr eigenes schlechtes Gewissen zu bewältigen waren:



*Bis zum Tod von meinem Opa. Dann war Oma unheimlich fixiert auf mich. Aber ich meine, ich war dann, ich war achtzehn. Und auf dem besten Weg, ja kurz vorm Ausziehen. Also ich wusste, ich mache nächstes Jahr mein Abitur und dann bleibe ich auf jeden Fall nicht mehr zu Hause wohnen. Und Oma hat unheimlich geklammert. Also das war noch mal schwierig. Wo ich Oma dann gesagt habe: „Hey, also das geht mir echt zu weit. Du musst dir irgendwas suchen, womit du deine Zeit verbringen kannst. Du kannst dich nicht die ganze Zeit um mich kümmern. Mein Zimmer aufräumen. Staub wischen bei mir und meine Sachen, meinen Schrank neu sortieren. Also das geht einfach nicht.“ „Ich hab es doch nur gut gemeint.“ Toll, habe ich wie-*



*der ein schlechtes Gewissen gekriegt und gedacht: „Natürlich hat Oma es nur gut gemeint.“*

## Was hilfreich war – Ressourcen

Die bereits bestehende Beziehung zwischen der Pflegefamilie und der Herkunftsfamilie und die gemeinsame Geschichte können für die Pflegekinder zu einer Ressource werden. Im positiven Sinne kann diese gemeinsame Geschichte ein höheres Maß an Verständnis für die Situation, in der die Herkunftsfamilie sich befindet, bedeuten. Den verwandten Pflegeeltern gelingt es möglicherweise besser, bestimmte Problemlagen aus der Herkunftsfamilie, wie zum Beispiel eine psychische Erkrankung, zu erklären. So beschreibt Olivia, dass seitens der Großeltern immer ein offener – aus ihrer Sicht altersgerechter – Umgang mit Informationen über die Drogensucht der Mutter und das Zustandekommen der Verwandtenpflege geherrscht hat:



*Wobei ich das Gefühl hatte, dass Oma und Opa schon versucht haben, das in der Waage zu halten. Also die haben mir auch von Anfang an gesagt, warum ich bei ihnen bin. Und zumindest, als ich alt genug war, das zu verstehen, haben sie mir immer versucht das zu erklären und so, dass ich es auch nachvollziehen kann. Also zu Hause war es einfach ganz normal, darüber zu sprechen. Es war nichts Schlimmes, nichts Verbotenes, nichts wo jemand gesagt hätte so: „Ah Olivia, darüber redet man aber nicht“, sondern das war immer ein offener Umgang mit dem Thema. Darauf haben Oma und Opa auch sehr viel Wert gelegt.*

Die gemeinsame Geschichte der Pflege- und der Herkunftsfamilie kann eine bereichernde Ressource für die Biografiearbeit sein. So haben beispielsweise Großeltern einen Zugang zu Informationen oder Bildern des Pflegekindes, die für diesen Aspekt nutzbar gemacht werden können. Nicht zuletzt beinhaltet die gemeinsame Geschichte auch, dass die Pflegeeltern das Kind bereits kennen und hier möglicherweise einen entsprechenden Wissensschatz haben.

Ein Wechsel in die Pflegefamilie findet in aller Regel zum Zeitpunkt einer sehr kritischen Situation im Leben des Pflegekindes statt. Erfolgt der Wechsel in ein einigermaßen vertrautes Lebensumfeld und in vertraute Beziehungen, kann dies eine große Entlastung bedeuten.

Tobias beschreibt dies – nach dem Tod der Mutter und einer belastenden Zeit in einer betreuten Wohneinrichtung – sehr klar:



*Ja es war, also es war erstmal eine riesen Erleichterung auf jeden Fall doch zu wissen, ich habe da jetzt jemand hinter mir, weil das brauchte ich einfach. Ich brauchte irgendwie ein ganz festes Umfeld, was mich da gehalten hat. Weil ich habe einfach gemerkt damals, es geht nicht mehr. Also es war so, ich wäre da echt fast so abgestürzt und ich war halt einfach erstmal froh und mit dieser Erleichterung kam dann erstmal eine riesen Müdigkeit auch emotional und ich habe sehr viel geschlafen in der ersten Zeit.*

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die Verwandtenpflege neben der Auseinandersetzung mit einem Großteil der Themen, die auch in einem regulären Pflegeverhältnis auftauchen, mit spezifischen Themen und Besonderheiten aufgrund der Verquickung von Herkunftsfamilie und Pflegefamilie auseinandersetzen muss.

- An positiven Merkmalen, die es durch professionelle Arbeit zu gewährleisten beziehungsweise zu nutzen gäbe, finden wir:
- Bereits bestehende Beziehungen, die als Ressource genutzt werden können.
- Verständnis und Erklärungen für Problemlagen in der Herkunftsfamilie.
- Ressourcen (Erinnerungen, Fotos, Geschichten) für die Nutzung in der Biografiearbeit.
- Kenntnisse über das Pflegekind, die genutzt werden können.
- Wechsel in ein vertrautes Umfeld und zu vertrauten Personen und dadurch entstehende Erleichterung und Entlastung.

Gleichzeitig gibt es aber auch Belastungspotentiale, denen ein Konzept zur Verwandtenpflege und ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen müssten:

- Abrupte Übergänge in kritischen Zeiten mit einer häufig sehr uneindeutigen Perspektive. Ein klarer Neubeginn, wie in Fremdpflegeverhältnissen, ist aufgrund familiärer Verstrickungen häufig problematisch.
- Selbstorganisation des gesamten Pflegeverhältnisses und der Besuchskontakte, verbunden mit Unklarheit für die Pflegekinder.
- Die gemeinsame Geschichte der Pflege- und der Herkunftsfamilie. Verstrickungen in verschiedene Wahrheiten sowie negative Äußerungen über die jeweils anderen Personen.



- Tabuthemen, die das Pflegekind nicht ansprechen kann oder darf.
- Konfusion in den verschiedenen Rollen und Rollenerwartungen auf allen Seiten – häufig verbunden mit Loyalitätskonflikten.
- Schwierigkeiten in der altersgemäßen Abgrenzung (hier vor allem von Großeltern).



## Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Grundsätzlich gilt es festzuhalten, dass die Verwandtenpflege eine Form der Pflegefamilie ist, die es in ihrer Besonderheit zu wertschätzen und zu würdigen gilt. Sie kann in vielen Fällen den bisherigen Lebenskontext des Kindes einigermaßen stabil halten und bestehende Beziehungen nutzen. Verwandtenpflegeverhältnisse sind dabei keine Selbstläufer, sondern brauchen neben vielem, was andere Pflegefamilien an Unterstützung brauchen, in Teilen eine besondere Betreuung und Begleitung. Diese Begleitung kann mitunter intensiver sein als in Fremdpflegeverhältnissen. Es gilt, durch professionelle Arbeit die Stärken und Ressourcen der Verwandtenpflege zu nutzen und zu unterstützen und genauso ihre Grenzen anzuerkennen. Die Beteiligten müssen dabei unterstützt werden, einen konstruktiven Umgang miteinander zu etablieren. Für diese professionelle Arbeit ist es notwendig, dass

- es klare Zuständigkeiten für die Verwandtenpflege gibt
- eigene Konzepte für die Verwandtenpflege entwickelt werden, die auch eigene Seminare für Verwandtenpflegeeltern sowie eigene Gruppen für Verwandtenpflegeeltern zum Austausch beinhalten
- Fachkräfte für dieses Arbeitsfeld besonders qualifiziert werden.

## Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Ein erster und grundlegender Schritt muss die Erarbeitung einer Rahmenkonzeption für die Verwandtenpflege sein, die die Ergebnisse des Projekts sowie der weiteren aktuellen Forschung aufnimmt und weiter bearbeitet. Fachkräfte, die im Arbeitsfeld Verwandtenpflege tätig sind, müssen besonders geschult werden. Konkret bedeutet dies, dass

- jedes Jugendamt ein entsprechendes Schulungsangebot vorhalten bzw. den Zugang zu einem solchen eröffnen muss,
- die Teams der Pflegekinderdienste eine Fachkraft zu diesem Thema qualifizieren sollten und
- entsprechende räumliche und finanzielle Ressourcen vorgehalten werden.



Die Begleitung von Pflegefamilien sollte hier besonders kontinuierlich erfolgen, denn aufgrund möglicher Verquickungen der erwachsenen Personen besteht die Gefahr, dass das Kind (noch) weniger Empfänger für mögliche Notsignale hat. Es besteht die Gefahr der Verinselung des Kindes, der durch ein intensiveres Hinschauen vorgebeugt werden muss. Relativ häufige Kontakte beugen zudem einem möglichen Kontaktverlust zur Familie vor und eröffnen für die Fachkraft die Möglichkeit – auch im Nachhinein – zu einem akzeptierten und bedeutenden Akteur innerhalb des Pflegeverhältnisses zu werden.

- Kontakte mit Begleitung der Verwandtenpflegefamilie müssen durch eine entsprechend qualifizierte Fachkraft durchgeführt werden.
- Es sollte mindestens sechs Kontakte im Jahr geben, bei denen der Fachberater sowohl mit den Pflegeeltern als auch mit dem Pflegekind alleine ausführlich sprechen und einen engen Kontakt entwickeln kann.
- Um der Verwandtenpflegefamilie die Kontakte zu erleichtern, sollten niederschwellige Kontaktangebote ermöglicht werden, hierzu können beispielsweise Frühstücksangebote, gemeinsame Ausflüge oder Veranstaltungen, wie Weihnachtsbasare oder ähnliches, gehören.



Die konkrete Betreuung der Verwandtenpflegeverhältnisse sollte zum einen die potentiellen Ressourcen in den Blick nehmen, gleichzeitig sollte die Fachkraft aber auch immer die möglichen Grenzen und Problemfelder in die Betreuungsarbeit mit einbeziehen.

- Der Fachberater sollte Angebote zur Biografiearbeit machen, die sich die besondere Konstellation in der Verwandtenpflege zu Nutzen machen und deren Ressourcen ausschöpfen. Das heißt, dass vorhandene Informationen über die Herkunftsfamilie (Fotos, Geschichten, Erinnerungstücke) hier aufgegriffen werden sollten.
- Um einen Umgang mit Selbstorganisationen innerhalb des Pflegeverhältnisses zu finden, sollte der Fachberater Absprachen und Regeln moderieren und deren Umsetzung im Blick haben, um insbesondere dem Pflegekind Sicherheit und Klarheit zu vermitteln.
- Auch in diesem Kontext kann die Schaffung niederschwelliger Kontaktmöglichkeiten hilfreich sein.



Viele Themen, die ein Pflegeverhältnis begleiten, bedürfen in der Verwandtenpflege einer besonderen Berücksichtigung. Wie aus den Zitaten deutlich wurde, gehören hierzu: Perspektiventwicklung, Rollenklarheit, Biographiearbeit, Loyalität und Übergang in die Pflegefamilie. Zudem muss sich ein Verwandtenpflegeverhältnis aber auch den Herausforderungen stellen, mit denen sich auch ein Fremdpflegeverhältnis auseinandersetzen hat. Um dieser besonderen Konstellation gerecht zu werden, braucht es

- Moderation im gesamten verwandtschaftlichen Beziehungsgeflecht, beispielsweise wie dies im Rahmen der Methode der „Familiengruppenkonferenz“ entwickelt wurde.<sup>12</sup>
- Angebote gemeinsam mit anderen Verwandtenpflegefamilien. Hierbei sollten verwandtenpflege-spezifische Themen aufgegriffen werden.
- Schaffung von regelmäßigen Austauschmöglichkeiten für Verwandtenpflegefamilien untereinander. Hier ist die Entwicklung von Netzwerken zur gegenseitigen Unterstützung besonders bedeutsam und kann beispielsweise durch die Etablierung eines Stammtisches oder ähnlichem erfolgen. Zur möglichen Anbindung an andere Pflegefamilien sollten auch allgemeine Treffen und Angebote für die Verwandtenpflegefamilien offen sein.

---

12 Vgl. Hansbauer, Hensen, Müller, von Spiegel (2009)



## 7 Pflegekinder und ihre Geschwister

Geschwisterbeziehungen sind häufig die längsten Beziehungen, die Menschen haben. Und trotz dieses Wissens bleibt das Thema Geschwister in der Fachdiskussion um Fremdunterbringung bis dato eher ein Randständiges. Nur langsam werden die Bedeutsamkeit, die die Beziehung zu Geschwistern haben kann, die Perspektive von Kontinuität und die Betonung des Erhalt von Beziehungen<sup>1</sup> in den professionellen Diskurs aufgenommen und in praktische Handlungsempfehlungen umgesetzt. Dabei setzen sich Professionelle immer wieder beispielsweise mit der Frage nach der gemeinsamen oder getrennten Unterbringung von Geschwistern auseinander. Sie treffen ihre Entscheidung letztlich aber eher auf Basis von persönlicher Erfahrung als auf der Grundlage empirischer Untersuchungen. Das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst möchte dem entgegenreten, indem auf den Untersuchungsergebnissen beruhende Handlungsempfehlungen formuliert werden.

Ein weiterer Schritt, um zusätzliche Erkenntnisse zu erlangen, ist ein Forschungsprojekt der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen, das in Kooperation mit dem Sozialpädagogischen Institut (SPI) von SOS Kinderdorf Deutschland durchgeführt wird. Basierend auf der Perspektive von Kindern und Jugendlichen, die aktuell in SOS-Kinderdörfern leben, sowie den retrospektiven Darstellungen von jungen Erwachsenen, die dort gelebt haben, werden Einblicke in Geschwisterbeziehungen im Kontext von Fremdbetreuung und familiärer Vorbelastung gewonnen. So werden neue Erkenntnisse über günstige und förderliche Entscheidungen, Prozesse und Strukturen bei der Fremdunterbringung von Geschwisterkindern erlangt.<sup>2</sup>

Aber auch die leiblichen Kinder in Pflegefamilien werden von den Pflegekindern häufig als Geschwister wahrgenommen. Diese „sozialen Geschwister“ werden sowohl in der theoretischen Diskussion als auch in der konkreten fachlichen Debatte allerdings nur sehr wenig beachtet.<sup>3</sup> Dabei zeigt sich, dass sie eine große Bedeutung für das Pflegeverhältnis haben und zu wichtigen Bezugspersonen für das Pflegekind werden können. Im weiteren Verlauf des Kapitels werden diese Bedeutungen, aber auch mögliche Belastungen, die sich aus der Beziehung zu den „sozialen Geschwistern“ ergeben können weiter aufgegriffen. Im Projekt „Pflegekinderstimme“ wurden zusätzlich einige Interviews mit leiblichen Kindern geführt.<sup>4</sup> Zu betonen gilt, dass die leiblichen Kinder innerhalb der Pflegefamilie mehr Aufmerksamkeit bekommen müssen und es hierzu ergänzender Forschung dringend bedarf.

### Pflegekinder und ihre leiblichen Geschwister

Ein sehr großer Teil unserer Interviewpartner hat leibliche Geschwister und Halbgeschwister. Viele haben mit diesen gemeinsam in der Herkunftsfamilie gelebt, eine weitere Gruppe berichtet von später geborenen Geschwistern. Aber nicht nur die Vielfalt an Geschwisterkonstellationen fällt auf, sondern auch die Unterschiedlichkeit im Umgang und im Kontakt mit den verschiedenen Geschwistern. Kennen sich die Geschwistern untereinander oder wissen sie lediglich von der Existenz des jeweils anderen? Besteht Kontakt und wenn ja, in welcher Form? Welche Gefühle und Empfindungen existieren gegenüber leiblichen, aber auch gegenüber Pflegegeschwistern?

---

1 Vgl. Walper, Thönnissen u.a. (2009), S. 60 ff

2 Die Projektergebnisse werden veröffentlicht in den Materialien des Sozialpädagogischen Instituts (SPI) der SOS Kinderdörfer Band 17: Wolf, Klaus; Petri, Corinna (2011): Fallstudie zur Situation von Geschwisterkindern in SOS Kinderdörfern.

---

3 Eine Publikation zum Thema: Marmann, Alfred (2006)

4 Vgl. Reimer (2011)



## Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

### Wechsel in die Pflegefamilie

Von vielen unserer Gesprächspartner wird die Trennung von der leiblichen Familie beziehungsweise der konkrete Moment des Übergangs in die Pflegefamilie als belastende Situation erinnert. Nicht zu wissen, wie es weitergeht, plötzlich und unerwartet an einen fremden Ort zu kommen, keine Möglichkeiten zur Verabschiedung zu haben, sind hier nur einige Aspekte. Die als unvorbereitet erlebte Trennung von den leiblichen Geschwistern kann eine weitere Belastungsquelle sein, wie es beispielsweise Desiree im Interview beschreibt:



*Es hat uns keiner „Tschüss“ gesagt oder so, das war dann halt so. Und vor allem, wie gesagt, das Schlimmste war halt mit meinen Schwestern. Ich konnte nicht „Tschüss“ sagen oder irgendwas. Ich wurde als kleines Kind ins Auto gesteckt und weg und ich hab anscheinend dann ziemlich nach meinen Geschwistern geschrien. Und das fand ich eigentlich viel schlimmer als wie gesagt nicht mehr bei meinen Eltern zu sein, nach denen hab ich jetzt nicht großartig geheult.*

### Mögliche Belastungen bei gemeinsamer Unterbringung

Uns stehen nur wenige Interviews zur Verfügung, in denen leibliche Geschwister zusammen untergebracht waren. In diesen zeigt es sich als eine mögliche Belastungsquelle, wenn Strategien und Rollen aus der Zeit in der Herkunftsfamilie, beispielsweise im Kontext der Versorgung und Verantwortung für jüngere Geschwister, weiter aufrecht erhalten werden. Es fällt den Kindern hier mitunter schwer, sich von diesen zu lösen. Werden diese Rollen und Strategien auch in der Pflegefamilie weiterhin eingenommen, können sie sich hemmend auf die individuelle Entwicklung auswirken. So beschreibt zum Beispiel Nicole, wie sie bis heute an den alten Rollen festhält:



*Und ja, es ist so wie immer noch für Mela so, dass sie so die Mutterrolle immer noch übernimmt. Aber das ist bei mir auch so, dass ich egal was Mela sagt, dass ich darauf irgendwie höre. Weiß ich nicht, das ist ganz komisch. Obwohl ich irgendwie, weiß ich nicht, es ist nicht richtig, aber es ist, ich muss es mir abgewöhnen und sie vielleicht auch. Und ich glaube das ist für uns beide nicht gut.*

Die füreinander übernommene Verantwortung wirkt sich so aus, dass die Geschwister Probleme und Belastungen unter sich ausmachen und beispielsweise Sorgen über die leibliche Familie, Besuche der leiblichen Eltern oder ähnliches fast ausschließlich gemeinsam besprechen. Hier besteht nur wenig Zugang für erwachsene Vertrauenspersonen, die möglicherweise steuernd eingreifen könnten.

Wir finden im Interviewmaterial einige Beispiele, in denen das Pflegeverhältnis bei einem der Geschwisterkinder früher beendet wurde als bei dem anderen, weil beispielsweise Konflikte in der Pflegefamilie zu einer Beendigung oder einem Wechsel in eine andere Hilfeform führten. Diese veränderte Situation im Zusammenleben kann als Belastung erlebt werden. So beschreiben die Geschwister Hanna und Mark, die gemeinsam interviewt wurden, wie es massive Probleme in der Pflegefamilie gab und was der Auszug von Mark für Hanna bedeutet hat:



*H: Und ja, wie gesagt, das waren immer wieder Diskussionen. Nachdem mein Bruder dann ausgezogen ist, war ich dann der Buhmann.*

*M: Ja, das war das Schlimmste eigentlich für uns, dass ich sie da alleine gelassen hab.*

*H: Ja, das hat mir auch sehr weh getan. Ja mir ging es dann da auch nicht viel besser*

*M: Hat sie glaub ich ein bisschen mehr mitgenommen, wo ich dann ausgezogen bin, weil ich hab auch, wo ich gegangen bin, hab ich sie noch nicht mal in den Arm genommen, ich war so eiskalt gewesen, ich hab einfach gesagt: „Ich will raus, ich möchte nicht mehr.“ Und dann hab ich den Fehler halt gemacht, dass ich sie halt nicht in den Arm genommen hab und bin einfach gegangen. Das war glaub ich das Schlimmste gewesen.*

Erkennbar wird hier die Belastung durch die Verantwortung für das andere Geschwisterkind, eigentlich steht Mark hinter der Entscheidung in eine Heimeinrichtung wechseln zu wollen, gleichzeitig hat er große Schwierigkeiten damit, seine Schwester zurück zu lassen. Es wird an diesem Beispiel deutlich, dass eine gemeinsame Unterbringung möglicherweise nicht allen Bedürfnissen der Pflegekinder gerecht werden und die gemeinsame Unterbringung zusätzliche Belastungsquellen hervorbringen kann. Diese sollten mit den Vorteilen einer gemeinsamen Unterbringung abgewogen werden.



### Ausbleiben von Kontakten und keine Informationen

Wenn zu den leiblichen Geschwistern kein Kontakt möglich war, dieser aber gewünscht wurde, wird dies in vielen Interviews als klare Belastungsquelle beschrieben. Hier geht es vor allem um die Geschwister, mit denen es zuvor ein Zusammenleben in der Herkunftsfamilie gegeben hat.

Über das Ausbleiben von Kontakten mit ihren Geschwistern berichtet beispielsweise Rebecca:



*Ja, also was auch anderes, was noch schlimmer war in der Pflegefamilie, dass meine fast alle meine Geschwister leben auch hier in C-Stadt. Und wir hatten auch früher immer guten Kontakt und dann wollte ich die halt oft besuchen, aber ja das, das ging halt nicht. Also weil meine Pflegemutter, meine damalige, wollte das nicht. Die wollte, dass wir in ihre Familie reintegriert werden und wir gehörten zu ihnen. Und das war für mich der Horror, ich hab es nicht verstanden, ich dachte immer, sie mag das nicht, weil ich irgendwie, ja, weil ich wusste es auch nicht. Ich dachte irgendwie, sie möchte nicht, dass ich zuviel weg bin und wenn es dann darum ging, mit meinen Freunden zu verabreden, das war in Ordnung, aber mit meinen Geschwistern, das wollte sie nicht. Also sie wollte mich da so ein bisschen abschneiden und mich in ihre Familie mit aufnehmen. Obwohl das sowieso nicht geklappt hat von ihren Kindern aus schon nicht. Aber irgendwie hat sie es dann doch immer probiert und ja, damit hab ich, also das fand ich auch ganz schlimm. Auch weil ich manchmal denke, also wenn ich jetzt so Hilfeplanprotokolle lese, dass ich da manchmal über meine Geschwister rede, dass ich irgendwie keinen Kontakt mehr zu denen haben möchte, wenn ich das jetzt heute lese, denk ich nur wie konnte ich damals nur so denken.*

In diesem Beispiel ist zu erkennen, dass der fehlende Kontakt zu den Geschwistern eine Belastung für Rebecca darstellt. Sie kann als Kind nicht nachvollziehen, warum sie keinen Kontakt mehr zu den Geschwistern haben kann und versucht, für sich eine Erklärung zu finden, warum es keine Kontaktmöglichkeit gab. Das Beispiel zeigt, dass das Thema „leibliche Geschwister des Pflegekindes“ auch die Pflegeeltern sehr stark berührt und von ihnen entsprechende Kompetenzen im Umgang erfordert.

Der Eindruck, selber keine Einflussmöglichkeit auf Kontakte zu den leiblichen Geschwistern zu haben, zeigt sich im gemeinsamen Interview mit den Geschwistern Mark und Hanna. Beide beschreiben, dass sie sich durch die Pflegeeltern manipuliert gefühlt haben:



*Als wir bei der einen Pflegefamilie waren, da wurde auch unser Kontakt zu unserer leiblichen also zu unserer anderen Schwester, wurde dann ja irgendwie untersagt. Verboten. Also die haben uns, ja ausgetrickst kann man sagen. Die haben uns manipuliert. Haben uns erzählt, dass sie unsere Schwester getroffen haben, dass sie kein Wort gesprochen hat, dass sie weggeguckt hat. Und so hat man uns dann im Prinzip klargemacht, dass sie eigentlich gar nichts mit uns zu tun haben möchte. Und dass weder ein Anruf kommt noch eine Karte geschickt wird. Dabei war das ganz anders. Sondern meine Schwester hat schon den Kontakt zu uns gesucht, aber der wurde halt immer abgewimmelt.*

An diesem Beispiel zeigt sich, dass eigentlich Kontakt zu der leiblichen Schwester gewünscht gewesen wäre, dieser aber nicht ermöglicht wurde. Die Interviewpartner haben für sich keine Möglichkeit gesehen, die Situation zu verändern und es letztlich hinnehmen müssen, dass es keinen Kontakt gab. Das Beispiel gibt auch einen Hinweis auf mögliche Unsicherheiten und Ängste der Pflegeeltern, die durch Kontakte mit dem Herkunftssystem, hier mit der leiblichen Schwester, hervorgerufen werden können.

### Kurzzeitige Kontakte – Belastungen und Umgangsstrategien

Einige unserer Gesprächspartner berichten auch davon, dass sie in kurzen Phasen mit den leiblichen Geschwistern, mit denen sie in der Herkunftsfamilie gelebt haben, Kontakt hatten. Hier taucht mitunter das Thema der unterschiedlichen Entwicklung der Geschwister auf. Die Interviewpartner schildern in diesem Zusammenhang, wie sie es erlebt haben, die Geschwister in einer veränderten Lebenssituation und teilweise auch mit gewandelter Persönlichkeit oder Lebenshaltung wieder zutreffen. Oft wird dies als schwierige Situation empfunden. Eine mögliche Umgangsstrategie ist hier, wieder Distanz zu den leiblichen Geschwistern und deren Lebensstil herzustellen, wie das Beispiel von Adem zeigt, der über die Kontaktaufnahme mit seiner leiblichen Schwester und deren Veränderung berichtet:



*„Die Monate bevor wir uns halt getroffen haben, haben wir auch immer telefoniert und so. Und da hat man das auch immer halt mitbekommen, wo ich dann halt meinte so: „Und was machst du so ja in deiner Freizeit?“ „Ja ich geh oft nach B-Stadt.“ Ich so: „Oh cool, ich geh auch nach B-Stadt. Wo gehst du denn hin?“ „Ja, an den*



*Freiheitsplatz. Da sind voll viele nette Leute so. Und wenn die nett sind, komm ich da auch öfter hin.“ Ich so: „Was? An den Freiheitsplatz so?“ Hab ich so nachgehört, ja ok da gehen ja eigentlich nur Penner hin. Deswegen. Da hat sie auch immer mit abgehangen so. Auch irgendwie, dass die dann auch wirklich Drogen genommen hat, harte Drogen, wirklich harte Drogen, die einem die Psyche zerstören. Das war halt ein komplett fremder Mensch. Das war, das ist an sich eigentlich schon traurig so, aber, ich konnte halt damals schon die Entscheidung treffen „Ok damit will ich abschließen“ und hab es dann auch gemacht.*

Adem beschreibt an mehreren Stellen des Interviews die massive Veränderung seiner Schwester und seine Schwierigkeiten, sie wiederzuerkennen. Er betont dabei, dass er zwar Mitleid mit ihr empfunden hat, macht aber gleichzeitig deutlich, dass er sich von ihr und ihrer Art zu leben distanzieren musste.

Auch berichten einige der Gesprächspartner davon, dass sie die nachgeborenen Geschwister zwar kurz getroffen haben, den Kontakt aber nicht aufrecht erhalten mochten. So beschreibt Hannes, dass er keine tatsächliche Verbindung zu seinem (Halb-)Bruder empfindet und den Kontakt auch nicht wieder aufgreifen möchte:



*Meinen Halbruder hat meine damalige Freundin dann auch ausfindig gemacht, den hab ich dann über das tolle Netzwerk XY kontaktiert. Ja mit ihm hab ich mich dann auch getroffen. Er ist halt bei meiner leiblichen Mutter geblieben, hatte nicht wirklich ein schönes Leben. Der ist halt mit dem Alkoholkranken, und meine Mutter war wohl auch mit dabei, groß geworden. Hat viel einstecken müssen, war im Alter von 15 in der Kinderpsychiatrie wohl. Hat seinen Hauptschulabschluss abgebrochen, Drogenkarriere. So wirklich, ja das volle Programm wirklich durch. Es ist zwar vom Gefühl her irgendwie mein Halbruder, aber ich habe mich zweimal mit ihm getroffen, wir hatten so ein bisschen oberflächlich Kontakt, aber ich selber kann es nicht. Es tut mir wahnsinnig leid. Andererseits sehe ich wie froh und glücklich ich bin, dass ich, dass mir das erspart geblieben ist, dass ich eine schöne Kindheit hatte.*

Es zeigt sich an diesem Beispiel, dass Hannes die Situation des Bruders belastet und auch seine Vorstellung, wie das eigene Verhalten ihm gegenüber zu sein hätte, den Umgang mit der Situation nicht leicht macht. Es wird erkennbar, dass eine große Sorge besteht, sich das, was im Kontext einer neuen Familie – also der Pflegefamilie – aufgebaut wurde, möglicherweise wie-

der kaputt zu machen. Eine denkbare Umgangsstrategie ist hier das gänzliche Ablehnen der Kontakte zu den unbekanntem Geschwistern und die Betonung der Fremdheit. Solche Bewältigungsversuche haben immer auch einen Preis. Fachkräfte sollten Pflegekinder bei ihren Suchbewegungen unterstützen.

## **Verantwortung für Geschwister bei getrennter Unterbringung**

Das Thema der Verantwortung für die leiblichen Geschwister ist häufig sehr zentral für die ehemaligen Pflegekinder und gründet in aller Regel in der Zeit in der Herkunftsfamilie. Hier haben sich unsere Gesprächspartner oftmals um das Wohlergehen und beispielsweise die Versorgung der – meist jüngeren – Geschwister gekümmert. So beschreibt etwa Robert, wie er für seinen jüngeren Bruder gesorgt hat:



*..R.: Obwohl ich da noch ziemlich jung war, aber ich hab mich sehr verantwortlich auch für meinen Bruder gefühlt. Der ist zwei Jahre jünger als ich. Und so dass wir auch, dass wir so Brot haben. Einfach so Kleinigkeiten einfach, die ich gemacht hab, weil meine Mutter es nicht mehr geschafft hat einfach.*

*I.: So was wie Brote schmieren oder was meinst du?*

*R.: Ja, genau so etwas, halt für meinen Bruder und mich halt. Das, weil meine Mutter, die war ja, die war einfach nicht ansprechbar und auch nicht, die hat sich da, ich will nicht sagen, sie war keine, die hat mich nicht geschlagen oder so. Sie war jetzt nicht so eine Horrormutter. Aber sie hat einfach mit sich selber viel zu viel zu tun gehabt. Also statt sich da ein bisschen noch um uns zu kümmern. Trotzdem so haben wir sie halt immer, weil es ja auch unsere Mutter ist, immer geschützt da auch und so. Von Nachbarn und so. Also schon so richtig, weiß ich nicht. In dem Alter, dass man das so schon ausprägt findet, war für mich dann auch erstaunlich. Jetzt, wo ich zurück blicke. Hab dann auch als Sechsjähriger oder Siebenjähriger sogar Alkohol für meine Mutter geholt.*

Wie im Beispiel von Robert kommt es häufig vor, dass neben der Verantwortung für leibliche Geschwister auch noch die Verantwortung für die leiblichen Eltern übernommen wurde. Dieses Verhalten und die Sorge um die leiblichen Geschwister hört bei vielen Interviewpartnern nicht mit dem Verlassen der Herkunftsfamilie auf, vielmehr machen sie sich auch nach dem Wechsel in die Pflegefamilie Gedanken und Sorgen über den Verbleib sowie das Wohlergehen der leiblichen Geschwister. Dies zeigt auch das Beispiel von Katrin:



Und der Emil, der ja jetzt noch bei meiner leiblichen Mutter wohnt, der hing auch ziemlich an mir, der hat mich auch manchmal Mama genannt, weil ich war halt immer so die Bezugsperson für ihn gewesen bin und wir haben dann auch den ganzen Tag immer Kinderserien geguckt, ich hab für ihn gekocht, ich hab für ihn alles gemacht, und irgendwann bin ich dann halt weg. Da bin ich dann noch einmal, als ich zu den Pflegeeltern gezogen bin, da bin ich noch einmal dahin übers Wochenende, und da war sie wieder nachts weg, und da hab ich mich noch um ihn gekümmert und hab gesagt: „Ja Emil, wie geht's dir denn hier ohne mich?“, und da sagte er ja hier: „Mama haut mich immer“, und da hab ich gesagt: „Das darf doch wohl nicht wahr sein.“ Und da sagte er auch: „Mama hat gesagt ich darf dir das nicht sagen, sonst gibt's noch mehr Haue. Bitte sag das keinem.“ Und da hab ich dann versucht mit der Frau vom Pflegekinderdienst drüber zu sprechen, aber ich hatte keine Beweise, ich hab gesagt: „Was soll ich denn machen, soll ich den Jungen fotografieren oder auf ein Tonband aufnehmen? Was soll ich denn machen?“ Ja, ich dürfte mich da nicht einmischen. Und dann kam das dann halt übers Jugendumt wieder zu ihr und seitdem haben sie gesagt, ich dürfte meine Geschwister auch nicht mehr sehen, die hab ich jetzt bestimmt schon fünf Jahre nicht mehr gesehen.

Am Beispiel von Katrin ist zu erkennen, dass der eigene Wechsel in eine Pflegefamilie nicht unbedingt die erhoffte Entlastung mit sich bringt, sondern dass die Sorge um das Wohlergehen der Geschwister eine Belastungsquelle bleibt.

Interessant ist, dass das Thema leibliche Geschwister und Verantwortung auch auftaucht, wenn die Geschwister erst nach dem Wechsel in die Pflegefamilie geboren wurden. In mehreren Interviews berichten unsere Gesprächspartner über diese Konstellation und die häufig neue Rolle des größeren Geschwisterteils. Diese veränderte Lage kann durchaus Belastungen mit sich bringen, häufig dann, wenn die Pflegekinder sich allein mit der Situation fühlen. So berichtet Julia:



Für die war ich auch ganz wichtig, als die erfahren haben: „Oh, wir haben noch eine ältere Schwester!“ Ja, waren die da total heiß drauf, haben mich auch angerufen, mir ihre Probleme erzählt und was es bei denen Neues gibt. Also das fand ich auch sehr schön, dann mal in diese Rolle der älteren Schwester reinzuschlüpfen, ne? Weil ich selber als Jüngstes, ich fand das natürlich immer toll, in Watte gepackt zu werden, und selber mal einfach mal ganz stark zu sein, zu sagen: „Ich bin jetzt die ältere

Schwester und ihr könnt zu mir kommen, egal, was ist.“ Das hab ich schon sehr genossen, doch. Aber das wurde auch irgendwann zuviel für mich, als ich gesagt hab: „Nur in dieser Verpflichtung, in dieser Verantwortung zu stehen ja, parat zu sein für Anrufe, das ist mir zuviel. Dafür haben die immer noch ihre Mama, wo die auch mit reden können. Oder zur Not ihren Papa.“ Ja, das hab ich genossen, aber ich war dann auch froh, weil da hab ich gleichzeitig den Kontakt mit meiner leiblichen Mutter auch mit abgebrochen, bin ich auch sehr froh, dass das heute dann auch so dabei geblieben ist.

Am Beispiel von Julia zeigt sich, dass sie, obwohl sie nie mit den leiblichen Geschwistern zusammengelebt hat, sich für die jüngeren Geschwister verantwortlich fühlt und sich um sie kümmert. Gleichzeitig birgt die neue Rolle und die daraus resultierende Verantwortung aber auch eine zusätzliche Belastungsquelle, von der sich Julia zu distanzieren versucht.

Auch im Interview mit Melanie wird diese Konstellation erkennbar:



Meine leibliche Mutter wollte auch immer Kontakt haben. Das war für mich, ja, ich hab immer gesagt: „Ich möchte das nicht.“ Also ich wollt es eigentlich nie als Kind. Auch da war ich zehn, elf stand für mich fest, es tut zwar weh, dass sie mich abgegeben hat, aber sehen möchte ich sie auch nicht, weil ich wüsste nicht, wo ich dann hingehöre so richtig. Also das hat man mir weder ausgedet noch sonst irgendwas. Sie hat es immer behauptet und das hat mich immer so wahnsinnig gemacht. Ich hab eigentlich gewusst, dass ich das nicht schaffen würde, auch seelisch nicht. Weil es halt sehr anstrengend ist alles. Mit achtzehn hab ich sie dann kennengelernt so. Auch für meinen Bruder. Eigentlich hab ich es zuliebe meines Bruders getan. Weil ich find immer, Geschwister sind wichtig. Und ja, irgendwann sind die Eltern nicht mehr da, dann hat man nur noch Geschwister. Dann bin ich dahin gekommen in die Familie. Und war eigentlich schlimm für mich, weil ich direkt an eine Baustelle gekommen bin. Mein Bruder war körperlich und seelisch total krank, ein paar Monate danach haben die den eingeliefert, weil es so schlimm war. Und für mich war direkt: „Oh Gott. Du musst helfen, du musst hier die Mutterrolle übernehmen.“ Und das war mir zu anstrengend. Vor allem, weil ich auch vor der Prüfung dann stand. Meine Ausbildung gemacht hab. Und dann hab ich irgendwann gesagt: „So, jetzt erstmal nicht mehr. Kann ich nicht mehr. Möchte ich auch nicht vor der Prüfung.“ Ja und dann ist das erstmal so ein bisschen eingeschlafen. Obwohl ich den Kontakt gern nochmal aufnehmen würde jetzt in nächster Zeit. Für meinen Bruder zumindest.



In beiden Beispielen entsteht der Eindruck, dass die Kontaktaufnahme mehr oder weniger selbst organisiert wurde und es nach kurzer Zeit zu einer Überforderung und Überlastung kam, es taucht keine erwachsende Unterstützung auf, die bei der Kontaktaufnahme mit den leiblichen Geschwistern beteiligt war.

In beiden Beispielen wird klar herausgestellt, dass der Kontakt den Geschwistern zuliebe aufgenommen wurde. Melanie unterstreicht, dass sie den Kontakt zur leiblichen Mutter als Notwendigkeit auf sich genommen hat, um Kontakt zum Bruder zu haben, obwohl sie gleichzeitig betont, dass sie diesen Kontakt eigentlich nicht wollte. Es zeigt sich an dieser Stelle, dass es hilfreich gewesen wäre, Geschwisterkontakte unabhängig von Kontakten zur Mutter stattfinden zu lassen.

## Vorwürfe im Kontext leiblicher Geschwisterschaft

Wir finden in den Interviews unterschiedliche Bereiche, in denen das Thema Geschwister mit Vorwürfen gegenüber den leiblichen Eltern aber auch der Geschwister untereinander verbunden wird. Zum einen sind dies Aussagen darüber, dass nicht verstanden wurde, warum die leiblichen Geschwister bei den leiblichen Eltern bleiben durften. Die Gesprächspartner fragen sich hier nach den Gründen und suchen Erklärungen. So berichtet eine Interviewpartnerin, wie sie die leibliche Mutter gefragt hat:



*Warum hast du mich weggegeben und meinen Bruder behalten?*

Gleichzeitig wird den leiblichen Eltern aber auch vorgeworfen, dass sie noch einmal Kinder bekommen haben, obwohl es mit den ersten Kindern, in aller Regel den Interviewpartnern, bereits „nicht geklappt hat“. Es werden Unverständnis und mitunter auch Wut über das Verhalten der leiblichen Eltern und die fehlende Einsicht formuliert. So äußert sich ein Interviewpartner:



*Ich wusste ja, dass sie schon schwanger ist. Ich nur wieder: „Mein Gott, lernst du nie dazu?“ Das habe ich ihr auch klipp und klar im Gespräch gesagt.*

Zusätzlich taucht die Konstellation auf, dass die Pflegekinder das Gefühl haben ihre als besser interpretierten Startmöglichkeiten in der Pflegefamilie von den leiblichen Geschwistern vorgeworfen zu bekommen und sich mit diesen Vorwürfen auseinandersetzen zu

müssen. So beschreibt Marina die Vorwürfe ihres leiblichen Bruder:



*Der ist auch kein Unschuldslamm. Der macht mir ja ständig die Vorwürfe: „Du hast ja ein besseres Leben gehabt als ich, du bist regelmäßig in den Urlaub gefahren.“*

Weiter heißt es in dem Interview:



*Die Geschichte meiner Mutter war so, dass es hieß: „Welches Kind geben wir jetzt ab? Das, was drei Jahre schon bei uns lebt, die Familie also schon kennt? Oder einen Säugling, der noch nicht weiß, was um ihn rum passiert?“ Und da haben sie dann gesagt: „Ist okay, dann geben wir das kleine Kind halt weg.“ Das war das, was meine Mutter mir erzählt hat, aber wie gesagt, die Story glaube ich ihr nicht. Ja, und daraufhin hat mein Bruder mir immer wieder gesagt so: „Ja, du bist das ja Schuld und ich hab nie ein gutes Leben gehabt, du hast alles in den Hintern geschoben bekommen.“ Weil meine Pflegeeltern mich halt auf alle Art und Weise abgesichert haben. Ich hatte mehrere Sparkassenbücher, Bausparvertrag, alles Mögliche halt. Die haben halt wirklich für mich gesorgt, dass ich mit 18 halt abgesichert bin und mein Leben irgendwie aufbauen kann, Führerschein et cetera. Ja, ne? Und mein Bruder musste sich alles selber erarbeiten. Die Sparkassenbücher von uns, die meine leiblichen Eltern aufgemacht haben, hat mein leiblicher Vater beide leer gemacht, alles versoffen, weil er kein Geld mehr hatte. Habe ich auch nur gesagt: „Ach, heißt das jetzt auch, dass ich das Schuld bin?“ So, ne? Nach dem Motto „Den Schuh zieh ich mir dann auch noch an, wenn du willst.“ Aber mein Bruder ist in der Hinsicht so zwiespältig. Mal ist er lieb und freundlich und mal ist er dann am rumwettern und ich hab jetzt auch kaum noch Kontakt zu ihm. So ab und zu telefonieren wir mal, aber er sucht den Kontakt dann, nicht mehr ich.*

Eine Umgangsstrategie ist hier häufig das Formulieren von Rechtfertigungen gegenüber den leiblichen Geschwistern oder die Abgrenzung von ihnen sowie eine Reduktion der Kontakte, genau wie es Marina im Beispiel formuliert.

Es wird zusammenfassend deutlich, dass das Thema der leiblichen Geschwisterschaft neben den Fragen nach Kontakt auch noch weitere, möglicherweise belastende Aspekte umfassen kann. Es zeigt sich, dass nicht nur die Zeit in der gemeinsamen Herkunftsfamilie



milie Konfliktthemen mit sich bringen kann, sondern auch das getrennte Leben und die unterschiedlichen Entwicklungen Belastungen hervorbringen können.

### Was hilfreich war – Ressourcen

In den Interviews, in denen Geschwister gemeinsam untergebracht waren, lässt sich eine Ressource klar erkennen: Die Möglichkeit, sich gegenseitig zu unterstützen und füreinander da zu sein. Hinzu kommt der positive Aspekt, dass eine wichtige Bezugsperson erhalten bleiben kann.

Raphael beschreibt, wie er und seine Schwester sich gegenseitig unterstützt haben:



*Und dann war direkt meine Schwester da. Und hat mich erstmal in den Arm genommen, mir zugeprochen. Bei ihr waren halt auch so Situationen gewesen, denn sie hatte auch Kontakt zu unserem Vater aufgenommen. Vorher auch schon, als wir in der Pflegefamilie waren. Ich wollte es nicht, weil ich mir sage: „Wer sechzehn Jahre kein Bock auf mich hat, der braucht jetzt auch nicht kommen.“ Und da war sie halt auch erst total, ist jetzt eine Situation wo sie total durcheinander war und dann hab ich auch gesagt: „Dann komm ich beim ersten Gespräch komm ich dann mit.“ Bin ich wegen ihr mitgegangen. Obwohl ich meinen Vater gar nicht sehen wollte.*

An dem Beispiel wird deutlich, welche Bedeutung der geschwisterliche Zusammenhalt für die Geschwister gehabt hat und wie sie sich in ihrer besonderen Situation gegenseitig Unterstützung und Halt geben konnten. Zu betonen ist an dieser Stelle, dass die Geschwister bereits in der Herkunftsfamilie neun Jahre zusammengelebt hatten und die gemeinsame Unterbringung sicher auch vor diesem Hintergrund einen Schutzfaktor dargestellt hat.

Finden regelmäßige und gewünschte Kontakte zu den leiblichen Geschwistern statt, so werden diese sehr positiv beschrieben. Pia berichtet über den durchgängigen Kontakt zur getrennt untergebrachten Zwillingsschwester:



*Ja, die ist dann mal einen Nachmittag zu uns gekommen oder auch über das Wochenende mal. Da hab ich dann mit meiner Zwillingsschwester gespielt und mein kleiner Bruder, mit dem ich sonst immer gespielt hab, der war dann drittes Rad am Wagen. Ja und da hab ich dann gesagt: „So, jetzt spiel ich mit meiner Zwillingsschwester, morgen bist du wieder dran.“ Jedes Mal, wenn*

*meine Zwillingsschwester da war, durfte mein kleiner Bruder nicht mitspielen. Da waren die zwei Oberzicken zusammen und das war gut. Ja, wie wir gefahren sind, wieder getrennt wurden, klar, war das Geheule groß, weil man seine Schwester ja nicht unbedingt gerne abgibt, aber da hab ich mir gedacht: „So. Und in zwei Wochen siehst du die ja sowie-so wieder. Dann fährst du dahin und dann nimmst du das mit und das mit und das mit.“ Da war ich schon am planen, was ich alles für Spielzeug mitnehme. Aber wir haben uns nie gefragt, warum wir immer wieder getrennt werden. Weil es war, eigentlich war es schön so. Weil so hättest du ja sonst noch ein Geschwister mehr gehabt, womit du noch musstest dein Spielzeug teilen musstest. Und wenn die dann geht, brauchst du ja nicht mehr teilen, da kannst du das Spielzeug ja alles wieder für dich haben. So ungefähr. Oder es war auch schön hinterher, wenn wir gesagt haben: „Geburtstagsfeier.“ Hab ich eine Woche vorher gefeiert, sie eine Woche nachher. Und dann haben wir zwei Geburtstage gefeiert. Weil jeder dann auch noch mal Geschenke gekriegt hat. War schon praktisch.*

Bei Pia zeigt sich eine Entlastung dadurch, dass ein regelmäßiger Kontakt stattfand. Sie konnte die Kontakte als etwas Erwartbares genießen und diese in ihren Alltag integrieren. Im weiteren Verlauf des Interviews beschreibt Pia die Erklärungen, die sie für die Trennung der Schwestern bekommen hat:



*Meine Pflegemutter, die wollte uns ja auch beide haben, genauso wie deren Pflegeeltern uns beide nehmen wollten. Aber dadurch, dass wir beide unterernährt waren und auch nie richtig essen wollten und meine Zwillingsschwester auch noch krank war, hat das Jugendamt gesagt: „Wenn Sie beide nehmen, sowohl die Familie als auch die Familie, eine stirbt. Sie kriegen nicht beide groß.“ Und deshalb hat das Jugendamt dann damals gesagt, es ist besser, wenn wir getrennt werden. Und genauso hat mir meine Mama das auch erklärt hinterher, wo ich dann gefragt hab, wieso die nicht bei mir ist. Hat sie dann gesagt: „Weil eine von euch eventuell gestorben wäre.“ Oder es gar nicht die Möglichkeit gegeben hätte, sich um beide so extrem zu kümmern, weil wir mussten alle zwei Stunden gefüttert werden. Und bloß nicht bewegen nach dem Essen, also wir wurden wie Vögelchen ernährt. Und ich sag mal so, meine Zwillingsschwester hat die Familie auch gut getroffen. Vielleicht würden wir uns jetzt gar nicht mehr verstehen, wenn wir zusammen groß geworden wären. Weil so muss ich sagen, sie ruft an, wenn sie Probleme hat. Oder ich ruf sie an, wenn ich irgendwas auf dem Herzen hab und wir sind, obwohl wir so weit auseinander sind, sind wir trotzdem füreinander da.*



Es entsteht hier der Eindruck, dass für Pia die Erklärungen, die sie für die Trennung von der Schwester durch Pflegeeltern und den Pflegekinderdienst bekommen hat, sehr hilfreich waren. Sie hat eine Begründung für das getrennte Leben erhalten und konnte diese in ihre eigene Lebensgeschichte und den eigenen Alltag gut integrieren.

Wenn wir Pflegekinder und ihre leiblichen (Halb-) Geschwister betrachten, dann finden wir, neben vielen unterschiedlichen Beziehungskonstellationen, auch einen recht unterschiedlichen Umgang mit dem Thema. Gleichwohl lassen sich einige positive Merkmale feststellen, die es durch professionelle Arbeit möglichst zu gewährleisten gilt:

- Es werden Beziehungen zu wichtigen Bezugspersonen aufrechterhalten. Es gibt die Möglichkeit zur gegenseitigen Unterstützung.
- Es gibt die Möglichkeit zu regelmäßigen Kontakten mit den leiblichen Geschwistern.
- Die Kontakte verlaufen geplant und sind erwartbar.
- Es gibt Erklärungen dafür, warum leibliche Geschwister nicht zusammen untergebracht werden können.
- Das Pflegekind bekommt Informationen über den neuen Lebensort des leiblichen Geschwisterkindes.
- Es gibt eine Trennung von Besuchskontakten mit leiblichen Geschwistern und leiblichen Eltern.

An Problemlagen, die ein kompetenter Pflegekinderdienst konstruktiv beantworten muss, zeigen sich:

- Geschwisterkinder übernehmen stark die Verantwortung füreinander und können sich dadurch in ihrer Entwicklung hemmen.
- Das Pflegekind erhält keine Informationen über den neuen Lebensort der leiblichen Geschwister und ist im Unklaren über deren Wohlergehen.
- Es gibt keine Möglichkeiten, Kontakt zu leiblichen Geschwistern zu bekommen und es herrscht der Eindruck, hierauf keinen Einfluss nehmen zu können.
- Die Pflegekinder treffen die Geschwister verändert und können diese nicht in ihr eigenes verändertes Leben integrieren.
- Es tauchen Konfliktthemen und Vorwürfe zwischen den leiblichen Geschwistern auf. In der Auseinandersetzung gibt es keine Unterstützung.



## Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Grundsätzlich gilt es, die Geschwisterbeziehung wertzuschätzen und als potentielle Ressource zu betrachten. Geschwisterkinder können äußerst wichtige Bezugspersonen sein und der Erhalt von konstanten Bezugspersonen kann für die Entwicklung des einzelnen Pflegekindes sehr bedeutsam sein. Geschwisterbeziehungen, egal, in welcher Konstellation die Unterbringung erfolgt, müssen daher mehr in den Fokus der Professionellen gelangen und von diesen mehr in das Bewusstsein der Pflegeeltern gebracht werden. Die am Pflegeverhältnis beteiligten Professionellen haben in diesem Kontext eine hohe Verantwortung, die es stärker zu berücksichtigen gilt.

Bei der Klärung einer gemeinsamen oder getrennten Unterbringung von Geschwistern gilt es, möglichst klar verschiedene Faktoren, die für oder gegen eine gemeinsame Unterbringung sprechen, abzuwägen. Dabei muss es vor allem um die individuelle Bedürfnislage des einzelnen Kindes gehen. Entscheidet man sich für eine gemeinsame Unterbringung von Geschwisterkindern, so kann die Unterbringung in einer „normalen“ Pflegefamilie nicht die Regel sein. Wird der Geschwisterbeziehung eine so große Bedeutung eingeräumt, kann die Konsequenz sein, eher andere (familienanaloge) Unterbringungsformen zu wählen. Entscheidet man sich dennoch für eine Pflegefamilie, gilt es zu berücksichtigen, dass sich in aller Regel die Bedarfe der gemeinsam untergebrachten Geschwisterkinder potenzieren und es daher die Folge sein muss, dass aufnehmende Pflegefamilien mehr Unterstützung erhalten. Es darf keine Hemmung bestehen, in der Hilfeform Pflegefamilie zusätzliche Hilfen zu installieren.

Für die konkrete Umsetzung bedeutet das:



### Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Besteht die Notwendigkeit, dass Geschwisterkinder fremduntergebracht werden, bedarf es zuvor einer genauen Klärung über die Möglichkeiten der gemeinsamen oder getrennten Vermittlung. Die Bedeutung der Geschwisterbeziehung muss gegenüber der individuellen Bedürfnislage des einzelnen Kindes abgewogen werden.

- Bei der Frage nach gemeinsamer und getrennter Unterbringung in einer Pflegefamilie müssen vor allen anderen Punkten die individuellen Bedarfsbeschreibungen berücksichtigt werden. Hierzu gehören die individuelle Lebensgeschichte des einzelnen Kindes, mögliche Traumatisierungen in der Herkunftsfamilie oder auch die individuellen Entwicklungsbedingungen. Im Gegenzug muss die Bedeutung der Geschwisterbeziehung abgewogen werden. Hier gilt es unter anderem zu berücksichtigen, wie alt die Kinder sind und wie lange sie in der Herkunftsfamilie zusammen gelebt haben. Eindeutig gegen eine gemeinsame Unterbringung sprechen Misshandlungs- und Missbrauchserfahrungen durch die Geschwisterkinder.
- Wird sich für eine gemeinsame Unterbringung in einer Pflegefamilie entschieden, bedeutet dies eine deutliche und langfristige Erhöhung von Betreuung, Beratung und finanziellem Kontingent (zum Beispiel §33 Satz 2 SGBVIII). Eine Nutzung anderer Hilfeformen, wie familienanaloge Unterbringungsformen oder Kinderdörfer, ist ebenfalls zu prüfen.
- Werden Geschwisterkinder getrennt voneinander untergebracht, bedarf es einer hohen Transparenz und altersgemäßer Partizipation. Hierzu gehören Erklärungen über die Entscheidung zur Geschwistertrennung, Informationen über die Geschwisterkinder und ihren möglichen neuen Lebensort sowie Erklärungen für die Situation, wenn ein Geschwisterkind in der Pflegefamilie verbleibt. Zudem müssen Kontaktangebote vorgehalten werden (s. u.). Dies sind Aufgaben des Fachberaters.



Der Pflegekinderdienst muss Kontaktmöglichkeiten für leibliche Geschwister anbieten und unterstützen.

- Vorab gilt es durch den Fachberater zu verstehen, was der Hintergrund für den Kontaktwunsch des Kindes ist. (Ist das Motiv Verantwortung für das Geschwisterkind? Gab es Parentifizierung in der Herkunftsfamilie?). Darauf basierend sollte die Steuerung der Kontakte erfolgen.
- Es ist Aufgabe des Fachberaters, die Qualität der Geschwisterbeziehung einzuschätzen und entsprechende Kontakte zu gewährleisten. Diese müssen, je nach Bedarf des Kindes, nicht zwingend persönliche Kontakte sein. Es gehören hierzu auch Kontaktformen wie Briefe, Bilder, Berichte, Informationen, Telefonate oder Fotos.
- Ähnlich wie bei Kontakten zu leiblichen Eltern müssen auch bei Kontakten unter Geschwistern Absprachen über die Gestaltung des direkten Kontaktes getroffen werden.<sup>5</sup>
- Kontakte zu leiblichen Geschwistern müssen unabhängig von Kontakten mit leiblichen Eltern möglich sein und vom Pflegekinderdienst initiiert werden.
- Da Geschwisterkontakte auch eine Belastung darstellen können, gilt es genau abzuwägen, ob diese stattfinden, beispielsweise, wenn ein Kind Kontakt möchte, das andere aber nicht. Hier können die beschriebenen alternativen Kontaktformen hilfreich sein.
- Es bedarf einer sorgfältigen Nachbereitung der Kontakte und einer Beobachtung der Reaktion der Kinder, genau wie bei Kontakten zu den leiblichen Eltern.
- Der Fachberater kann die Quelle von Informationen über die Geschwister sein und so auch in einer späteren Kontaktaufnahme hilfreich sein.

---

5 Vgl. hierzu Kapitel 5 zu Besuchskontakten



Das Thema Geschwister ist sehr wichtig und bedeutsam, es muss bereits in der Vorbereitung eines Pflegeverhältnisses intensiv besprochen werden.

- Schon vor Beginn eines Pflegeverhältnisses muss die Haltung der potentiellen Pflegeeltern zum Thema Geschwister genau erfragt und besprochen werden. Eine Änderung von Einstellungen im Verlauf des Pflegeverhältnisses ist vergleichsweise schwieriger. Die Wichtigkeit des Themas für die Pflegekinder muss vermittelt werden, auch bedarf es hier entsprechender Angebote an Biografiearbeit.
- Im jeweiligen Einzelfall müssen die aufnehmenden Pflegeeltern auf mögliche Herausforderungen im Kontext des Themas Geschwister vorbereitet werden.

Die Jugendhilfe muss den einzelnen Bedarfen von Geschwisterkindern gerecht werden.

- Hierzu bedarf es einer getrennten Betrachtung von Geschwisterkindern. Dazu gehören getrennte Hilfeplanung, Aktenführung und Perspektivklärung. Das bedeutet nicht, dass der Kontext der Geschwisterbeziehung ausgeblendet wird.



Der zuständige Fachberater muss Konfliktthemen zwischen Geschwisterkindern berücksichtigen und hier (gemeinsame) Beratungsangebote machen.

- Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass es unterschiedliche Biografien und Lebensverläufe von Geschwisterkindern gibt und diese folgenreich sein können. Zu diesen Folgen können Gefühle wie Neid, Vorwürfe oder Schuldgefühle gehören.
- Der zuständige Fachberater muss auf diese Auswirkungen adäquat reagieren und entsprechend beraten. Hierzu gehört die Beratung der Pflegeeltern oder auch die Einbeziehung eines in der Herkunftsfamilie verbliebenen Geschwisterkindes in eine biografische Beratungssequenz. Ziel ist hier das versöhnliche Arbeiten.

## Pflegekinder und ihre „sozialen Geschwister“

Neben den leiblichen Geschwistern nehmen auch die „sozialen Geschwister“ eine bedeutsame Rolle in den Interviews mit den ehemaligen Pflegekindern ein. Hierzu gehören zum einen die leiblichen Kinder der Pflegeeltern, zum anderen mögliche weitere Pflegekin-

der innerhalb der Pflegefamilie. Die Unterscheidung dieser beiden Formen von Geschwistern wird von den meisten Gesprächspartnern nicht vorgenommen. Viel häufiger werden die Pflegegeschwister – in welcher Konstellation auch immer die Verbindung besteht – als Geschwister beschrieben. Im Rahmen des Projektes wurde sich vor allem mit den leiblichen Geschwistern auseinandergesetzt. Das Thema „soziale Geschwister“ wurde nicht in vergleichbarem Umfang behandelt. Es sollen dennoch einige erste Überlegungen vorgestellt werden.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangstrategien

Als eine mögliche Belastungsquelle im Kontext sozialer Geschwisterschaft stellt sich die Sorge heraus, dass die leiblichen Kinder von den Pflegeeltern mehr geliebt werden als das Pflegekind.<sup>6</sup> Trotz einer Betonung der Normalität und Wichtigkeit der Beziehung zu den Pflegebrüdern, beschreibt zum Beispiel Nora die Zerrissenheit zwischen der Zuneigung zu ihrem Pflegebruder und der Sorge, dass sie doch nicht genug sein könnte für die Pflegeeltern. Es zeigt sich, dass es immer wieder als belastendes Thema für die Pflegekinder auftauchen kann, nicht das leibliche Kind der Familie zu sein:

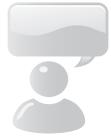


*Zwei Brüder, ein Bruder der ein Jahr älter ist und der andere Bruder ist sechs Jahr jünger. Ein Nachzügling. Das war schon eine sehr kritische Zeit auch für mich als er noch nachgekommen ist. Also weil da war so für mich auch dieses Thema, ich reiche denen nicht so. Die wollen doch lieber noch was Eigenes und ich meine mit einem kleinen Kind geht man natürlich auch anders um, wie mit einem sechs-, sieben-, acht-, neunjährigen. Also das war schon manchmal, er hat mir schon viel genommen. Also ich hab ihn geliebt über alles, also da durfte nichts dran kommen. Ich hatte immer Angst, wenn er alleine dann irgendwann unterwegs war und so, aber ich weiß es gab so ein paar Situationen oder Momente wo ich also wirklich dran zu knacken hatte. Das war so auf der einen Seite war er mir unheimlich wichtig und auf der anderen Seite denk ich mal, hatte auch viel mit Neid zu tun. So da hatte ich es ja mitbekomme, wie es ist als Baby in der Familie groß zu werden. Und das war immer so ein Punkt, den ich mir immer gewünscht hab irgendwie.*

<sup>6</sup> Vgl. hierzu Kapitel 9 Normalitätserleben und Familienbilder



Trotz der Betonung einer Normalität in der Geschwisterbeziehung kann es zur Belastung werden, dass immer wieder Unterschiede zu den Pflegegeschwistern festgestellt werden. Hierzu gehört beispielsweise, dass sich die leiblichen Kinder der Pflegefamilie nicht in ähnlicher Intensität mit Themen wie Herkunft, Identität oder Zugehörigkeit zur Familie auseinandersetzen müssen. Ein Beispiel liefert das Interview mit Tina, die beschreibt, wie sie sehr wohl Unterschiede zu ihren Pflegegeschwistern gesehen hat, die Familie diese aber gleichzeitig nicht verstehen und sehen konnte:



*Und ich habe dann wirklich alles auf die Goldwaage gelegt, ne. Was die gesagt haben, was die gemacht haben und hab gesagt: „Siehst du, die hat schon wieder ein Bonbon mehr gekriegt als ich, ne. Das muss doch irgendwas heißen.“ So war das dann eben. Weil ich auf alles total so richtig bis ins kleinste Detail, ich habe alles nicht kontrolliert, sondern auf alles komplett bis ins kleinste Detail geachtet. Ja. Und das war dann halt so ausschlaggebend dafür, dass ich total unzufrieden war. Dass ich wütend auf meine Eltern wurde und die gar nicht verstanden haben, was Sache ist. Die wussten ja auch nicht mit der Situation umzugehen, die kannten es doch gar nicht von vorher und die wussten ja auch nicht, was da auf die zukommt. Meine anderen Geschwister, die halt in der Pflegefamilie die leiblichen Kinder sind, die mussten sich mit so was ja nie beschäftigen. [...] Und so hab ich natürlich auch noch gemerkt: „Hey, da ist ja wohl ein Unterschied.“ Und das macht einen dann noch trauriger und dann ist man noch emotionaler. Das bleibt dann auch einfach nicht aus. Und dadurch, dass die einen dann nicht verstehen. Weil die sagen: „Was hat die denn jetzt für ein Problem? Ist die bekloppt oder was?“ Und dadurch fühlt man sich gar nicht verstanden, weil sie einen auch wirklich nicht verstehen, weder die Geschwister noch die Eltern noch die Freunde, bei denen alles toll ist.*

Dass das eigene Verhalten gegenüber den Pflegeeltern und Konflikte in der Beziehung mit ihnen auch zu Problemen mit den Pflegegeschwistern führen können, ist eine weitere Belastungsquelle. Anja beschreibt im Interview, wie sich der Pflegebruder, der ihr sehr wichtig war, klar von ihr distanziert und ihr Verhalten gegenüber der Pflegemutter missbilligt hat:



*Aber die haben immer zu mir gestanden, egal, was gewesen ist. Außer der Große. Als es dann halt mit den Diebstählen angefangen hat, hat er, mich verstoßen kann man nicht sagen, aber er hat dann gesagt so: „Ja, komm, verzieh dich, lass mich in Ruhe. Du tust den El-*

*tern nur noch weh, das kannst du nicht machen.“ Jetzt so nach und nach kommt der Kontakt wieder, hat mich jetzt halt auch zu seinem Geburtstag eingeladen und er merkt halt, dass ich eine hundertachtzig Grad Wendung gemacht habe. Dass ich halt wirklich sag so: „Hör mal, ich stehe zu dem, was ich gemacht habe. Ich mache meine Ausbildung, ich mache dies, ich hab die Schule gemacht, ich helfe meinen Pflegeeltern regelmäßig.“*

Obwohl die Zitate die Perspektive der Pflegekinder beschreiben, zeigen sie doch an einigen Stellen, welche Belastungsquellen sich auch für die leiblichen Kinder aufgrund des Pflegeverhältnisses ergeben können.<sup>7</sup>

### Was hilfreich war – Ressourcen

In einigen Interviews wird klar erkennbar, dass die Pflegegeschwister ein wichtiger und hilfreicher Aspekt beim Wechsel beziehungsweise beim Ankommen in der Pflegefamilie waren. Sie liefern häufig Orientierung und sind erste Anknüpfungspunkte für die Pflegekinder. Steffen beschreibt, wie entscheidend sein Pflegebruder für den Wechsel in die Pflegefamilie war:



*Und Tobi war einfach, ich glaube, Tobi war dieser Funke, der gesagt hat: „Das ist deine Familie.“ Das war mein Bruder. Komischerweise, aber ich bin da echt ganz fest überzeugt, dass das mein Bruder war. Weil ich einfach wirklich mit dem alles gemacht hab irgendwie. Also ich hab wirklich, ja, mit dem rumgetobt und so. Ich hab alles gemacht mit dem.*

Viele der Interviewpartner betonen hier die Normalität innerhalb der Pflegefamilie und in der Beziehung zu ihren Pflegegeschwistern. Als wichtig wird beschrieben, dass es im Alltag keine großen Unterschiede zwischen den Geschwistern gab. Hier gibt es häufig Formulierungen, dass es war „wie bei anderen Geschwistern auch“. Nora beschreibt beispielsweise ihre Dankbarkeit darüber, dass es keine verbale Ausgrenzung gab:



*Ja, dass ich also wirklich immer die Schwester war, vom ersten Tag an war ich halt die Schwester und nicht das Pflegekind oder die Stiefschwester oder welche Ausdrücke es da auch immer noch gibt. Und auch nie irgendwie so, dass sie gesagt hätten im Streit „Ja, dann geh doch“ oder „Was willst du denn hier?“ Oder sonst irgendwas.*

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Reimer (2011) und die Auswertung der Interviews mit leiblichen Kindern, S120 ff.



Für viele Gesprächspartner ist die Akzeptanz durch die Pflegegeschwister an dieser Stelle sehr bedeutsam. So beschreibt Julia die Beziehung zu ihren Pflegegeschwistern:



*I.: Wie stelle ich mir das so vor, das Zusammenleben?*

*J.: Ich glaube, wie in jeder normale Familie, also ich hab noch einen älteren Bruder, der ist achtundzwanzig und meine Schwester, die ist jetzt zweiunddreißig. Die sind beide die leiblichen Kinder meiner Pflegeeltern. Und ich denke, das war oder das ist ganz normal gewesen, die Entwicklung. Also Streitigkeiten zwischen Geschwistern, dass man sich lieb hat zwischen Geschwistern, dass man sich mal rauft, dass man sich mal ärgert, ich denke, das ist eine ganz normale Geschichte hier auch gewesen, ne? Ich wurde glaube ich von meinem Bruder und meiner Schwester schon sehr geliebt, doch. Das denke ich schon. Und die haben da auch nie einen Unterschied gemacht, also das merke ich auch heute noch, dass mein Bruder mich in vielen Dingen einfach auch noch unterstützt und mich auch in Schutz nimmt. Ja, und für mich da ist.*

Zusammenfassend sind positive Merkmale, die im Kontext sozialer Geschwisterschaft auftauchen: Pflegegeschwister können den Übergang in die Pflegefamilie erleichtern.

- Es zeigt sich als hilfreich, wenn die Geschwisterbeziehung etwas Normales ist und das Pflegekind als Geschwisterkind und nicht als Pflegekind angesehen wird.
- Im Alltag werden kaum Unterschiede zwischen den Kindern gemacht.

Problemlagen in diesem Themenfeld, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen sollte:

- Die Pflegekinder müssen sich mit Themen wie Zugehörigkeit zur Familie und Herkunft auseinandersetzen, was die leiblichen Kinder in der Pflegefamilie nicht tun müssen. Es kann hier zur Belastung werden, wenn kein Verständnis für die Situation erlebt wird.
- Das Pflegekind kann die Sorge haben, dass die leiblichen Kinder den Pflegeeltern mehr bedeuten oder mehr geliebt werden.
- Eigenes Fehlverhalten gegenüber den Pflegeeltern kann zur Belastung der Geschwisterbeziehung oder zur Distanzierung der Pflegegeschwister führen.

## Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – erste Überlegungen



Leibliche Kinder sind wichtige Akteure innerhalb des Pflegeverhältnisses.

- Sie müssen bereits in die Vorbereitung eines Pflegeverhältnisses altersgemäß eingebunden werden.
- Leibliche Kinder müssen im Laufe des Pflegeverhältnisses kontinuierlich im Blick behalten werden. Sie sind Teil des Systems. Der Fachberater sollte sich auch dem leiblichen Kind als Ansprechpartner zur Verfügung stellen und auch hier Vier-Augen-Kontakt haben.



Die Beziehung zu den Pflegegeschwistern kann eine wichtige Ressource für das Pflegekind sein, von den Pflegegeschwistern akzeptiert zu werden, ist hier sehr bedeutsam.

- Der Fachberater sollte bei den Kontakten zur Pflegefamilie auch die Beziehung zwischen den Pflegegeschwistern im Blick haben.
- Ähnlich wie bei leiblichen Geschwistern kann es auch bei Pflegegeschwistern hilfreich sein, Konfliktthemen zwischen Geschwisterkindern zu berücksichtigen und hier (gemeinsame) Beratungsangebote zu machen.



## 8 Beendigung eines Pflegeverhältnisses und Nachbetreuung<sup>1</sup>

Häufig bleiben Pflegekinder bis zum Erreichen der Volljährigkeit und darüber hinaus in ihrer Pflegefamilie. Und obwohl der Zeitpunkt der Beendigung in jedem Pflegeverhältnis kommt, wird das Thema in den Konzeptionen und auch in der praktischen Auseinandersetzung eher randständig behandelt. Dabei ist es für die Pflegekinder – aber auch für die Pflegeeltern – ein wichtiger Punkt im gemeinsamen Leben als Pflegefamilie. Es ist häufig angstbesetzt und wird daher oft tabuisiert. Bei der Beendigung wird außerdem die rechtliche Rahmung des Pflegeverhältnisses sichtbar: Die Hilfe zur Erziehung endet, was bleibt an privater, nun nicht mehr rechtlich gestützter Beziehung, Sorge und Zuständigkeit? Damit stehen das Ersatzfamilienverständnis und das „Natürliche“ einer Familie in Frage. Aus solch schwierigen, pflegefamilien-spezifischen Aufgaben entstehen besondere Ansprüche an eine professionelle Begleitung. Es geht also neben der Klärung und möglichen Zusicherung weiterer Hilfsangebote für das Pflegekind auch um die Situation, wie es nach einem offiziellen Ende mit der Familie und den eingegangenen Beziehungen weitergeht. Denn die Situation ist eine schwierige, da auf der einen Seite „keine Solidarität des gemeinsamen Lebensweges [besteht], denn das Betreuungsverhältnis ist rechtlich festgelegt und befristet. Es dauert längstens bis zum 27. Lebensjahr, in den meisten Fällen allerdings nur bis zum Erreichen der Volljährigkeit.“<sup>2</sup> Gleichzeitig ist es aber so, dass „Pflegeeltern und Pflegekinder u.U. lange Zeit zusammen [leben] und [...] eine wechselseitig affektive, vertrauensvolle Beziehung und die entsprechenden Formen der Solidarität [begründen].“<sup>3</sup> Daher ist es ein Anliegen des Projektes, dieses Thema aufzugreifen und einige zentrale Aspekte für die gute Gestaltung der Beendigung und auch der Nachbetreuung eines Pflegekindes zusammenzutragen.

Wir beschäftigen uns hier vor allem mit den Aspekten einer regulären Beendigung des Pflegeverhältnisses sowie in Teilen mit einer vorzeitigen Beendigung. Wir befassen uns unter dieser Überschrift nicht mit dem Aspekt Rückführung, da wir hierzu kaum Angaben in den Interviews haben und auch nicht mit Beendigung durch Adoption. Der Fokus liegt vor allem auf der Rolle, die die Professionellen in diesem Kontext übernehmen sollten.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

Im Kontext möglicher Belastungen durch die Endlichkeit eines Pflegeverhältnisses lassen sich zwei wesentliche Aspekte unterscheiden. Zum einen sind dies eher grundlegende Sorgen und Ängste vor einer grundsätzlichen Endlichkeit des Pflegeverhältnisses. Dies kann auch nur in der Phantasie der Pflegekinder auftauchen oder weit vor dem Zeitpunkt der Volljährigkeit ein Thema für das Pflegekind sein. Häufig wird aber auch der achtzehnte Geburtstag mit einem möglichen Ende des Pflegeverhältnisses verknüpft. An dieser Stelle zeigt sich einmal mehr, dass Unsicherheit immer wieder ein Thema für das Pflegekind sein kann.<sup>4</sup>

Fragen nach der Zugehörigkeit zur Familie über das Ende des Pflegeverhältnisses hinaus gehören hier ebenso dazu wie Fragen, wo beispielsweise das Weihnachtsfest in Zukunft gefeiert wird. So beschreibt beispielsweise Desiree:



*Man wusste ja auch nicht so hundert Prozent: „Was ist wenn ich achtzehn bin?“ Weil ich wusste, das ist meine Pflegefamilie, die haben mich ganz normal behandelt und so. Aber als Kind macht man sich dann schon Gedanken: „Was ist eigentlich, wenn ich achtzehn bin? Ist das dann immer noch meine Familie? Weil das ist ja nicht meine richtige Familie, ich habe nicht den Namen von denen. Oder muss ich dann in ein Heim oder muss ich dann irgendwas.“ Man weiß es ja nicht. Also meine Pflegeeltern, die haben immer gesagt: „Du bist unser Kind und du gehörst zur Familie“, aber trotzdem macht man sich da mit Sicherheit schon ein bisschen Gedanken.*

1 Die Beendigung eines Pflegeverhältnisses ist nur ein zentraler Übergang innerhalb eines Pflegeverhältnisses. Zum Ankommen in der Pflegefamilie vgl. das entsprechende Kapitel in Reimer (2011).

2 Gehres, Hildenbrand (2008), S.25. Es sei darauf hingewiesen, dass es sich bei einem Verbleib bis zum 27. Lebensjahr um Hilfen gemäß §35a SGBVIII beziehungsweise §54 Abs.3 SGBXII handelt.

3 Ebd.

4 Vgl. hierzu auch Kapitel 3 Zwischen zwei Familien



Hinzu kommen mögliche Belastungsquellen, die sich aus der konkreten Beendigungssituation beziehungsweise aus der direkten Auseinandersetzung mit einem möglichen Ende ergeben.

## **Abbruch beziehungsweise Wechsel in eine andere Einrichtung**

Besondere Formen der Beendigung stellen der Abbruch und der Wechsel in eine andere Hilfeform dar. Tatsächliche Abbrüche, die mit einem kurzfristigen und unplanmäßigen Ausscheiden aus der Pflegefamilie (meist mit dramatischen Komponenten) sowie einem Ausscheiden aus den Hilfen zur Erziehung verbunden sind, wurden in den Interviews nur sehr selten beschrieben. Meist handelte es sich hierbei um Konflikte im Jugendalter und die Entscheidung aus der Pflegefamilie auszuziehen und beispielsweise beim Freund oder der Freundin unterzukommen. Häufig kam es aber nach dieser konfliktreichen Situation nach einer gewissen Zeit wieder zu Kontakten mit den Pflegeeltern.

In mehreren Interviews werden allerdings Probleme und Auseinandersetzungen mit den Pflegeeltern und Wechsel in eine andere Hilfeform beschrieben. Hier kann es zur Belastung werden, wenn die Pflegekinder das Gefühl haben, ihr Zuhause verloren bzw. verspielt zu haben. So beschreibt zum Beispiel Marina die Situation, die zum Wechsel in ein Betreutes Wohnen geführt hat und wie sie diesen Wechsel erlebt hat:



*Sie hat halt immer wieder versucht, mich noch mal auf die gerade Bahn zu bekommen, aber so mit fünfzehn, kurz vor dem Sechzehnten hat sie dann gesagt so: „Es bringt nichts mehr.“ Weil es dann halt immer wieder mal rausgekommen ist, bin ich halt auch irgendwann so in den Drogensumpf mit reingerutscht. Dann hab ich mir dafür das Geld einfach genommen und dann hat sie dann gesagt: „Komm, Kind, geh. Bringt nichts mehr.“ Bin ich dann in dieses Betreute Wohnen, wo sie mich dann auch einigermaßen wieder runter bekommen haben. Davon wissen die meisten ja auch gar nichts, weil war wirklich schon heftig. Ich hab am ersten Abend, nachdem ich da gewesen bin, hat meine Mutter mich ja noch rein gebracht mit meinem Bruder. Und dann bin ich mit meinem Freund zusammen an den Fluss gegangen, hatten wir uns dahin gesetzt ans Wasser, hatten uns den Sonnenuntergang angeguckt und ich hing da nur noch und war nur noch am weinen, ne. Eine halbe Stunde durchgehend. Nur noch gesagt so: „Scheiße, guck dir das doch mal an, was ich mir jetzt eingebrockt hab, wo ich jetzt bin. Bei meinen Pflegeeltern ging es mir so*

*gut, ich hab alles bekommen, ich hab Essen bekommen, ich hatte ein Dach über dem Kopf.“ Ich durfte halt alles machen was ich wollte, in Anführungszeichen.*

Für Lukas sind der Wechsel in eine betreute Wohneinrichtung und seine Situation dort vor allem dadurch belastet, dass er das Gefühl hat, die Bemühungen seiner Pflegemutter enttäuscht zu haben, obwohl er dies eigentlich gar nicht wollte:



*Ja, meine Mutter, die ist total traurig und enttäuscht, die zweifelt ihre Arbeit selber an, weil ich war ja fünfzehneinhalb Jahre bei meinen Eltern und die haben so viel durchgemacht. Meine Mutter, die hat wirklich alles für mich getan, die hat sich sozusagen den Arsch für mich aufgerissen. In der Schule hat sie immer meinen Arsch gerettet, die hat immer ganz viel mit mir gelernt. Alles für mich getan. Und deswegen, wo ich jetzt so sehe, das ist halt klar, so. Und ja, mir tut das selber weh, dass ich meine Mutter so sehe, dass ich die so enttäuscht habe und ich würde das gerne rückgängig machen, ne? Ich kann nicht, ich weiß auch nicht. Ich will, aber ich kann nicht.*

## **Das Ende des Pflegeverhältnisses wird plötzlich und unvorbereitet erlebt**

Eine deutliche Belastung kann es sein, wenn das mögliche Ende des Pflegeverhältnisses in der Wahrnehmung des Pflegekinds plötzlich und unvorbereitet erfolgt. Das Gefühl das eigene Zuhause zu verlieren und eigentlich noch gar nicht bereit für den Auszug zu sein, beschreibt Caro folgendermaßen:



*Die haben mir ein halbes Jahr bevor ich achtzehn geworden bin gesagt, ich muss einen Brief schreiben mit einer Begründung, warum das Jugendamt mich weiterhin finanzieren sollte. Über mein achtzehntes Lebensjahr hinaus. Und ich hab denen den Wisch geschrieben. Dann kam noch mal irgendwie ein Anruf zurück oder noch mal ein Brief, dass das so in der Form nicht reicht. Dann hab ich noch mal was Ausführlicheres geschrieben. Wobei ich sagen muss, da haben mir meine Pflegeeltern dann auch bei geholfen, weil ich gar nicht wusste, was zu schreiben ist bei so was. Und dann haben die das halt trotzdem abgewiesen. Obwohl uns, also mir und meinen Pflegeeltern, eigentlich gesagt wurde: „Das wird so angenommen. Das ist eigentlich kein Problem.“ Und dann war ich erstmal ja aufgewühlt deswegen. „Warum finanzieren die mich nicht weiter?“ Und dann fanden dann da Gespräche statt. Ich weiß gar nicht mehr, wie die ganzen Leute vom Jugendamt heißen. Zumindest wurde mir dann da gesagt, dass ich doch*



auch in ein Betreutes Wohnen ziehen könnte. Und dann würde das mir dann finanziert werden. Und wenn ich eine Ausbildung machen würde statt des Abiturs könnte ich dann ja auch Geld verdienen selber. Aber das wäre überhaupt gar nicht in Frage gekommen. Weder das Abi abbrechen noch in ein Betreutes Wohnen zu gehen. Ich bin dann zu einem Gespräch eingeladen worden. Und dann sollte ich noch mal ausführlich erläutern, warum ich unbedingt hier wohnen bleiben möchte und warum es Sinn macht, dass sie mich weiterhin finanzieren. Und also da sind auch etliche Tränen geflossen, weil ich echt gedacht hab, ich müsste hier jetzt raus. Und das ist ja wie mein Zuhause. Und ich lasse mich doch nicht einfach von fremden Leuten aus meinem Zuhause werfen.

Am Beispiel von Caro wird deutlich, dass nicht klar genug besprochen wurde, dass es sich bei der Unterbringung in der Pflegefamilie um eine Maßnahme handelt, die zu irgendeinem Zeitpunkt beendet wird. Caro beschreibt, dass das Vorgehen des Jugendamtes für sie nicht nachvollziehbar beziehungsweise erwartbar war und sie sich dadurch der Situation ausgeliefert fühlte. Eine tragfähige Beziehung in der die Themen Beendigung beziehungsweise Fortgewähr der Hilfe vertrauensvoll besprochen werden konnten, scheint für Caro nicht existiert zu haben, was sich für sie in einem Gefühl des Ausgeliefertseins niederschlägt.

### Allein gelassen werden mit Fragen

Für viele Interviewpartner tauchen nach der Beendigung des Pflegeverhältnisses Fragen nach weiteren Unterstützungsangeboten und möglichen Fördermaßnahmen auf. Als Belastung wird hier beschrieben, wenn sich die ehemaligen Pflegekinder mit diesen Fragen allein gelassen fühlen.

Dana, die auf eigenen Wunsch bei der Pflegefamilie ausgezogen war, beschreibt ihre Situation und welche Unterstützungsmöglichkeiten sie sich gewünscht hätte:



Das Jugendamt ist ja eigentlich relativ hilflos. Wenn wir aus der Pflege raus sind, dann wissen die nicht besonders viel, was die Gänge zu den Ämtern anbelangt. Also was wir beantragen können oder wie auch immer. Und das war dann ein bisschen traurig, aber klar, man hat es jetzt letztendlich irgendwo geschafft, man hat sich durchgefragt, aber ich finde, es wäre schon irgendwo auch schön oder auch ein bisschen leichter für die Pflegefamilie auch selbst, wenn die sagen: „Ja, das Pflegekind zieht aus. Was können wir machen?“ Weil irgendwo muss der

Jugendliche ja meist noch unterstützt werden. Weil wir sind jetzt ausgezogen, wo wir noch in der Ausbildung sind und das Ausbildungsgehalt ist nicht hoch genug, um den Lebensunterhalt davon zu bestreiten. Und da muss man nun mal eini-ge Dinge noch beantragen vom Amt. Auch, wenn es irgendwo unangenehm ist, aber da wäre es nicht schlecht gewesen, wenn das Jugendamt gesagt hätte: „Ihr könnt das, das, das und das beantragen.“ Ob das dann letztendlich beantragt wird beziehungsweise auch der Antrag angenommen wird, ist die Frage, weil jeder Fall ist ein neuer und da wird immer wieder neu geprüft. Aber das fände ich nicht schlecht.

### Das Ende des Pflegeverhältnis ist nicht ritualisiert

Es fällt auf, dass in vielen Fällen das Ende des Pflegeverhältnisses als formeller Akt nicht wirklich erinnert wird. Viele Gesprächspartner beschreiben Enttäuschung oder auch Unverständnis darüber, dass nach einer möglicherweise längeren Zusammenarbeit mit dem Fachberater keine Beendigungsrituale oder ähnliches auftauchen.

So beschreibt Hannes, dass er sich lediglich an die Zusendung eines Briefes erinnern kann:



Also ich hab es jetzt nicht so irgendwie als Ereignis vor Augen, weil für mich war das ja schon, war es ja meine Familie. Und deswegen war das jetzt nicht irgendwie so ein Ereignis, wo ich sage so: „Jawohl!“, ne? Ich weiß, dass wir noch ein bisschen drum gekämpft haben, dass wir das Pflegegeld noch weiter bekommen, solange ich noch in der Schule bin. Aber ansonsten kam glaube ich, es kam echt nur ein Brief, irgendwie endet jetzt die Pflege, weil ja nichts mehr irgendwie passiert ist. Also es war jetzt nicht irgendwie, dass da ein Abschlussgespräch oder irgendwas stattgefunden hätte.

Olivia erinnert sich zwar an ein abschließendes Gespräch, gleichzeitig beschreibt sie das Gespräch aber als wenig besonders, was sie vor dem Hintergrund einer langen Zusammenarbeit eher bedauert:



Ja es gab, ich war achtzehn und dann gab es dann das abschließende Gespräch. Das ging ein bisschen länger als die davor. Und da wurde dann noch mal gesagt, also es war auch klar, es ist das Letzte. Und wurde noch mal besprochen, wie es weitergeht, was ich jetzt mache und dass ich dann Abitur mache und dann nachher vor-habe zu studieren. Und dann, ich weiß gar nicht, ob gefragt wurde, wie ich das Ganze wahrgenommen hab. Ich glaube nicht. Ich glaube, dann hat Frau Nielsen sich von mir verabschiedet und hat mir alles Gute gewünscht, meiner Oma al-



les Gute. Ich glaube, das war es. Das war glaube ich das letzte Gespräch. Ziemlich unspektakulär, dafür, dass ich so lange begleitet wurde.

## Was hilfreich war – Ressourcen

Als hilfreich kristallisiert es sich heraus, wenn das Pflegekind um die klare Endlichkeit des offiziellen Pflegeverhältnisses weiß, gleichzeitig aber die Frage nach der Zugehörigkeit zur Familie geklärt ist und hier, wenn es gewünscht ist, weiter eine feste Bindung besteht.<sup>5</sup> Im Interview mit Pia zeigt sich, dass das Ende des Pflegeverhältnisses mit dem Abschluss der Ausbildung verbunden war und dies auch klar besprochen war, ihre weiter Zugehörigkeit zur Pflegefamilie aber auch vorher thematisiert wurde und sie dadurch die Chance hatte sich sicher fühlen zu können.



Der Herr Wagner, der kam ja vorher und hat gesagt: „Wenn du deine Lehre fertig hast, ist deine Familie im Prinzip nicht mehr für dich zuständig, weil du dann ja eine Ausbildung hast.“. Aber er glaubt nicht daran, dass meine Eltern dann sagen: „So, Tschüss Frau Schmitz, schönes Leben noch.“ Also es war auch nicht so. Ich hab mit meiner Mutter gesprochen, die sagte auch: „Auch wenn das Pflegeverhältnis beendet ist, sind wir trotzdem noch deine Familie, du kannst trotzdem noch kommen, wenn du irgendwelche Fragen, Probleme, irgendwas hast.“ Also ich brauchte mir nie Gedanken darüber machen, war halt beendet und war aber auch nicht beendet, weil wir trotzdem noch eine Familie waren und sind.

Viele der Gesprächspartner sehen es als positiv an, wenn sie auch nach Beendigung des Pflegeverhältnisses noch Kontakt zu ihren Ansprechpartnern beim Pflegekinderdienst haben und diese um Unterstützung bitten können. Dies wird beispielsweise im Kontext von Kontakt(wieder)aufnahmen mit der leiblichen Familie häufiger erwähnt, wo der Fachberater meist als Informationsquelle oder Ratgeber genutzt wird. Auch bei konkreten Fragen nach Unterstützungsmöglichkeiten wird es als Entlastung gesehen, wenn das ehemalige Pflegekind noch einen Ansprechpartner hat, den es kennt und auf den es zurückgreifen kann.

So erinnert sich Thomas:



Normal ist die ja nicht mehr zuständig für mich. Ich war jetzt, seit ich allein lebe, bestimmt schon wieder fünfmal da gewesen, weil ich irgendwelche Fragen hatte. Also das mit der Frau Hachen ist mehr so, wenn es darum geht: „Wie beantrage ich das und das?“ Ich hab ziemlichen Brass. Ich wohne jetzt ein halbes Jahr lang alleine, hab immer noch kein Kindergeld. Und jetzt muss ich halt noch zur ARGE, da irgendwas beantragen. Wenn es darum geht. Weil ich zu meiner Pflegemutter nicht mehr so viel Kontakt habe. Und meine Oma da auch nicht so die Ahnung von hat. Bin ich halt zu ihr hingegangen. Da hat sie mir halt auch immer geholfen. Oder wenn es um Unterhalt ging von meinem Vater. Nachdem wir weg waren, war ich der Meinung, dass ich Anspruch auf Unterhalt habe von meinem Vater, weil ich noch in der Ausbildung bin. Da hat sie mir halt erklärt, dass meine Ausbildungsvergütung zu hoch wäre dafür. Laut neuer Düsseldorfer-Tabelle und das hab ich ja alles vorher nicht gewusst. Da hab ich ja meinen Vater schon wieder schlecht geflucht, weil er ja nicht zahlt.

An diesem Beispiel zeigt sich, dass häufig nach Ende des Pflegeverhältnisses noch Unterstützungsbedarf besteht. Ist der Kontakt zur Pflegefamilie nicht mehr besonders intensiv, wie beispielsweise in der zitierten Situation, können die ehemaligen Zuständigen wichtige Unterstützungsfaktoren sein.

Grundsätzlich zeigt sich, dass es für die ehemaligen Pflegekinder eine Ressource sein kann, sich weiter mit jemandem auszutauschen, der um die Besonderheiten der eigenen Lebensgeschichte weiß. Hier wird es vor allem positiv gesehen, wenn eigene Leistungen oder Dinge die erreicht werden, eine Wertschätzung erfahren. Marina beschreibt dies am Beispiel ihres unterschriebenen Ausbildungsvertrages:



Habe ihr auch direkt den Ausbildungsvertrag eingescannt, per E-Mail zugeschickt, auf Band gesprochen so: „Ah, nicht wundern, aber Ausbildungsvertrag!“ Direkt so die drei wichtigsten Seiten zugeschickt, wo dann auch das Ausbildungsgehalt und so beisteht, weil mich das halt richtig stolz gemacht hat, dass ich es endlich geschafft hab. Und hatte sie mir auch geantwortet und „Juchhu“ und „Super“ und „Klasse, ich freue mich so“ und „Wir machen da noch was aus, das machen wir auf jeden Fall“ und haben halt, also regelmäßig kann man nicht sagen, aber halt zwischendurch, wenn ich mal so das Bedürfnis habe, melde ich mich bei ihr und sage einfach mal so: „Hallo, hier bin ich. So und so läuft es jetzt gerade“ und für sie ist es recht interessant zu sehen: „Wie läuft es bei dem

<sup>5</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass es für einige Interviewpartner auch eine Entlastung sein kann, dass das Pflegeverhältnis beendet ist.



*Pflegekind weiter?" Weil ich ja wirklich so am Anfang ein Schwerstfall war und mich dann halt immer weiter durchge-  
mauschelt habe irgendwie und es dann immer besser wurde.  
Das sind ja doch schon ein paar Erfolge, die ich da zu ver-  
zeichnen hab. Da ist sie dann auch wirklich stolz drauf und  
kann sagen: „Guck mal, das haben“ ja, wir nicht, aber, „das  
hast du im Endeffekt geschafft.“ Hätte ich die Unterstützung  
nicht gehabt und hätte sie mich da nicht rausgeholt denke  
ich mal nicht, dass ich es soweit jetzt gebracht hätte.*

Im Kontext der Beendigung eines Pflegeverhältnisses finden wir also an positiven Merkmalen, die es durch professionelle Arbeit möglichst zu gewährleisten gilt:

- Dass die Unterbringung in der Pflegefamilie auch eine offizielle Jugendhilfemaßnahme ist, ist dem Pflegekind bekannt und wurde klar besprochen.
- Die weitere Zugehörigkeit zur Pflegefamilie, sofern diese gewünscht ist, wird vor Beendigung besprochen und ist gesichert.
- Es gibt Unterstützungsmöglichkeiten bei organisatorischen Fragen, die das weitere Leben betreffen, etwa in Fragen der finanziellen Unterstützungsangebote (BaföG, ALG II, Kindergeld etc.).
- Es gibt Unterstützungsmöglichkeiten bei möglichen späteren Fragen zur eigenen Biografie oder zur Herkunftsfamilie. Hier wird vor allem der ehemals zuständige Fachberater als Ressource geschätzt.
- Es ist eine Ressource, einen Ansprechpartner zu haben, der um die Spezifik der eigenen Biografie weiß und so erreichte Ziele besonders wertschätzen kann. Hier kann der ehemals zuständige Fachberater eine wichtige Ressource sein.

An Problemlagen, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen soll, zeigen sich:

- Die Endlichkeit des Pflegeverhältnisses kann grundsätzlich, unabhängig von aktuellem Zeitpunkt und Perspektive, Ängste auslösen.
- Abbrüche oder Wechsel in andere Hilfsmaßnahmen können mit Gefühlen wie Verlust, Scham oder der Sorge, die Pflegeeltern enttäuscht zu haben, verbunden sein.

Als Belastungen erweisen sich daher:

- Das Ende des Pflegeverhältnisses wird unvorbereitet und willkürlich erlebt.
- Das Vorgehen der beteiligten Professionellen ist nicht erwartbar und nachvollziehbar.

- Es besteht Bedarf nach weiterer Unterstützung und es besteht Unklarheit darüber, wo diese zu bekommen ist.
- Das Ende des Pflegeverhältnisses wird nicht gestaltet und es gibt keine erkennbare oder ritualisierte Form des Abschiedes.



### **Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards**

Grundsätzlich gilt es für die professionelle Arbeit zu berücksichtigen, dass der Übergang von jahrelanger Integration in eine Pflegefamilie in die Ablösung bei den betroffenen Pflegekindern existenzielle Ängste oder Krisen auslösen sowie grundlegende Fragen zur eigenen Biografie aufwerfen kann. Es muss allen Beteiligten klar sein, dass die Finanzierung eines Pflegeverhältnisses über Leistungen der Hilfen zur Erziehung ab einem bestimmten Zeitpunkt an Verselbständigungsbemühungen geknüpft ist. Die gesamte Hilfeform ist ab diesem Punkt einem Wechsel des Modus – von der Integration in die Familie zur Ablösung – unterworfen. Hinzu kommt ein Wechsel von der Wahrnehmung als privates Lebensfeld zur Maßnahme. Dies kann rückwirkend die Beheimatung in Frage stellen, was zur Konsequenz hat, dass eine intensive Begleitung durch den Fachdienst in dieser Phase relevant ist. Hinzu kommt, dass in den meisten Fällen eine Beziehung zwischen Fachberater und Pflegekind eingegangen wird, deren Auflösung möglicherweise schwierig sein kann. Es ist dringend notwendig, dass hierfür ein Bewusstsein besteht. Zum Umgang mit diesen unterschiedlichen Faktoren muss sich ein Verständnis dafür durchsetzen, dass nachgehende Kontakte zwischen Fachberater und Pflegekind zum professionellen Beratungskontext gehören und kein Privatvergnügen des Fachberaters sind.



## Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Der bevorstehende Eintritt in die Volljährigkeit im Rahmen eines Pflegeverhältnisses beziehungsweise eine Beendigung des Pflegeverhältnisses braucht eine besondere Würdigung und muss frühzeitig und umfassend angesprochen werden.

- Es ist Aufgabe des Fachberaters das Thema in die Pflegefamilie zu bringen und dort besprechbar zu machen. Er muss hier sowohl die rechtlichen beziehungsweise finanziellen Aspekte ansprechen als auch die emotionalen Gesichtspunkte. Mögliche Belastungen können so abgefedert werden.
- Das Thema Beendigung kann auch für die Pflegeeltern schwierig sein, da für sie häufig eine Diskrepanz zwischen der rechtlichen Grundlage des Pflegeverhältnisses und dem Gefühl „Kind bleibt Kind“ besteht. Der Fachberater muss diesen Konflikt in der Beratungsarbeit aufgreifen.



Zentraler Bestandteil der Beratung durch den Fachberater ist es, die unterschiedlichen Themen und Aspekte des Themas Volljährigkeit und Beendigung des Pflegeverhältnisses aufzugreifen.

Die Partizipation des Pflegekindes bei anstehenden Entscheidungen ist zu gewährleisten.

- Der Fachberater muss eine umfangreiche Beratung und Aufklärung über Alternativen (wie zum Beispiel Adoption), Lebensperspektiven, Finanzierungsmöglichkeiten (Informationen über Leistungen wie Bafög, ALG II, Wohngeld etc.) und berufliche Qualifizierungsmöglichkeiten anbieten.
- Diese muss die Beratung zu den Bereichen: Eintritt in die Volljährigkeit im Rahmen eines laufenden Pflegeverhältnisses und einen Wechsel von Maßnahmen gemäß §33 zu §41 SGBVIII (Antragstellung durch das Pflegekind selber), die Überleitung eines Pflegeverhältnisses in eine andere Hilfeform (Vonselbständigkeit §§27 ff SGBVIII) sowie die Beendigung des Pflegeverhältnisses (Umzug, Auszug etc.) umfassen.
- Es muss zum Ende eines Pflegeverhältnisses im Rahmen der Hilfeplanung geklärt werden, ob nachfolgender Bedarf im Rahmen der Hilfen zur Erziehung (beispielsweise flexible Hilfen) besteht. Dies muss auch bei einer kurzfristigen Beendigung des Pflegeverhältnisses erfolgen.



Zum Ende des Pflegeverhältnisses ist zu klären, welche Rolle der bisher zuständige Fachberater zukünftig übernehmen muss, soll oder kann.

- Nachgehende Kontakte müssen zum professionellen Beratungskontext gehören und dürfen kein „Privatvergnügen“ des Fachberaters sein. Im Einzelfall ist es notwendig, dass der Fachberater zu bestimmten Themen (z. B. Aufklärung zur Biografie, Herkunftssuchen) ansprechbar bleibt.
- Da Pflegekinder unter Umständen Anfragen zu ihrer Herkunft bzw. Informationen über emotional belastende Ereignisse erst zu einem späteren Zeitpunkt und mit Abstand initiieren können, sollte bei Bedarf der bisher zuständige Fachberater beratend tätig werden.
- Weil der Fachberater im besten Fall das Pflegekind im Kontext seiner gesamtbiografischen Entwicklung betrachten und ein Optimum an Beratung bieten kann, ist eine Beratung durch den bisher zuständigen Fachberater im Einzelfall für den weiteren Entwicklungsverlauf zusätzlich stabilisierend und stützend.
- Im Einzelfall kann die Beziehung zum Fachberater eine besondere Bindungsqualität erreichen. Fachlichkeit gebietet es, dies zu berücksichtigen und die Beziehung nicht plötzlich zu beenden. Hierzu gehören die Würdigung von Lebensleistungen und positiven Entwicklungsschritten sowie das allmähliche Ausblenden der Beziehung.



Es ist Aufgabe des Fachberaters, das Ende des Pflegeverhältnisses zu gestalten.

- Der Fachberater muss für die Beendigung des Pflegeverhältnisses klare Abschiedsrituale initiieren (Besuch, gemeinsame Aktivität, Gespräch etc.) und so das Ende für das Pflegekind und die Pflegefamilie klar erkennbar machen.



## 9 Normalitätserleben und Familienbilder von Pflegekindern – Dirk Schäfer

Jeder Mensch hat eigene Vorstellungen von einem normalen Leben und den Idealbildern einer Familie. Die Konstruktion von Normalität erfolgt dabei vor dem Hintergrund der allgemeinen gesellschaftlichen Bedingungen. In einer hochindustrialisierten Gesellschaft der Postmoderne scheinen sich solche Ideale nur mäßig an die tatsächliche Lebenswirklichkeit der Menschen anzupassen.<sup>1</sup> Die normativen Vorstellungen, Deutungsmuster und Überzeugungen bieten zum einen soziale Orientierung, Sicherheit und Halt. Zum anderen vergegenwärtigen sie jedem Einzelnen auch die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit bei der Umsetzung der eigenen Ansprüche.<sup>2</sup> Die Entwicklung und der Erhalt von Normalitätsvorstellungen beziehen sich jedoch auch immer auf den Erfahrungshintergrund und den Erlebenskosmos einer Person. Deshalb können Normalitätsvorstellungen von unterschiedlichen Personen deutlich voneinander abweichen. Pflegekinder befinden sich in einem besonderen Spannungsfeld, da ihre Entwicklung zwischen den Bräuchen und Lebensstilen von mindestens zwei häufig sehr unterschiedlichen Familien stattfindet.<sup>3</sup> Dieser Übergang von einer Familie in eine andere kann theoretisch als Kulturwechsel verstanden werden.<sup>4</sup> Sich in einem neuen und unbekanntem Lebensfeld zurecht zu finden, gehört zu den zentralen Aufgaben eines Pflegekindes zu Beginn eines Pflegeverhältnisses. Normalitätsvorstellungen verlaufen prozesshaft: Was hält ein Pflegekind beim Übergang in eine neue Familie für „normal“? Wie ändert sich dieses Verständnis beispielsweise im Lauf von mehreren Jahren?

Pflegekinder bemerken, dass sie zum Teil sehr spezifische Aufgaben bewältigen müssen, die andere Kinder und Jugendliche aus ihrem Umfeld nicht bewältigen müssen. Sie entwickeln vor dem Hintergrund dieser spezifischen Anforderungen Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien, die ihnen wirkungsvoll erscheinen und die sie im besten Fall handlungsfähig werden lassen. Einige dieser Bewältigungsstrategien entsprechen den gültigen gesellschaftlichen Deutungsmustern, andere widersprechen ihnen und können dann als sozial unerwünscht gelten.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Aufgaben, Belastungen, Ressourcen und Umgangsstrategien

Die ehemaligen Pflegekinder berichten an einigen Stellen über ihre Vorstellungen von einem „ganz normalen Leben“ oder einer „ganz normalen Familie“. Dabei bekommt man einen differenzierten Eindruck von solchen Situationen im Leben eines Pflegekindes, in denen es ihnen nicht leicht fällt, den eigenen Normalitätsvorstellungen und denen anderer Familienmitglieder und sonstiger relevanter Personen gerecht zu werden. Außerdem gibt es Beschreibungen, die Hinweise geben, was den Pflegekindern die Etablierung und Absicherung von Normalitätsvorstellungen erleichtert hat und wie ihnen die persönliche Integration solcher identitätsstiftenden Entwicklungsprozesse gelungen ist.

### Abschied von der alten Familie

Viele Pflegekinder beschreiben, dass es trotz der als schwierig erlebten Umstände innerhalb ihrer Herkunftsfamilie eine belastende Erfahrung war, ihre Familie zu verlassen. Neben der emotionalen Verwurzelung mit den Eltern, den Geschwistern und dem gesamten Umfeld des Kindes erhält dabei die Notwendigkeit eine besondere Bedeutung, sich von seinem bekannten System mit den dort gültigen Regeln und Gewohnheiten zu lösen. Insbesondere zu Beginn eines Pflegeverhältnisses wird dieser Abschied von einigen Pflegekindern als Verlust erlebt, der erhebliche Irritationen und Verunsicherungen hervorgerufen hat, als sie versucht haben, sich in einem neuen Familiensystem zurecht zu finden, in dem plötzlich viele neue Regeln und Verhaltensweisen von Kindern und Erwachsenen gültig gewesen sind. Susi beschreibt in diesem Zu-

---

1 Vgl. Keupp (2008)

2 Vgl. Schäfer (2011)

3 Geringere Unterschiede konnten für den Bereich der Verwandtenpflege festgestellt werden. Vgl. dazu Kapitel 6. Verwandtenpflege

4 Vgl. Reimer (2008)



sammenhang die unterschiedlichen Essgewohnheiten in beiden Familien und dass sie in der Pflegefamilie neue Nahrungsmittel kennengelernt hat:



*Also am Anfang, ich glaube da ist jedes Pflegekind erst mal total angepasst. Ich hab erst mal alles über mich ergehen lassen. Meine Mutter [Pflegemutter; Anm. D.S.] sagte, als sie mich vom Jugendamt abgeholt haben, saß ich erst mal hinten im Auto und hatte einen leeren Blick, als hätte ich keine Emotionen in mir so. Und die ersten Monate war ich hier ziemlich angepasst und ich sage mal so, wir haben auch nicht irgendwie was Gesundes zu essen bekommen in der leiblichen Familie und dann, wenn zum Beispiel Erbsen auf dem Tisch standen, wollte ich die nie essen. Ich hab gefragt: „Was ist das?“ und dann wurde gesagt: „Das ist Gemüse!“ „Kenne ich nicht, esse ich nicht.“ Suppe – kannte ich nicht, habe ich auch nicht gegessen. Bei uns gab es wahrscheinlich immer nur Chips oder irgendwas Süßes und das musste mir zum Beispiel auch überhaupt erst mal beigebracht werden: Was überhaupt Essen ist. Was gesundes Essen ist. Und was ich auch lustig finde, ich hab zum Beispiel nie Suppe gegessen, aber wenn meine Eltern gesagt haben: „Es gibt Nudeln mit Boullion.“ hab ich das gegessen und das ist ja Suppe. Und das hab ich dann gegessen, aber sobald das Wort Suppe fiel, wollte ich nicht. Ist ganz lustig. Ja, also so was musste mir dann zum Beispiel erst mal beigebracht werden. Mein erstes Nutellabrot – davon gibt es zum Beispiel auch noch Videos, dass ich mich nur abgeputzt habe. Ich wollte immer alles sofort sauber haben, weil ich wahrscheinlich Angst hatte, da kriege ich auch wieder Ärger und wenn man natürlich ein Nutellabrot isst, ist es klar, dass man irgendwo mal Nutella an den Fingern hat.*

## Überforderung durch neue Umgangsformen

Einige Pflegekinder haben die neuen Umgangsformen in ihrer Pflegefamilie zu Beginn belastet, weil sie nicht verstehen konnten, warum Erwachsene und Kinder auf eine solche Weise miteinander umgehen. Teilweise wurde erst zu einem späteren Zeitpunkt für alle Beteiligten klar, dass bestimmte Verhaltensweisen und Aufforderungen missverstanden und missinterpretiert wurden. Ein Grund für diese Problematik scheint darin zu liegen, dass auch die Pflegeeltern zunächst davon ausgehen, dass ihre familiären Gewohnheiten eine allgemeine und für andere verständliche Gültigkeit besitzen. Durch die Beschreibung von Marina erhält man einen Eindruck davon, wie unterschiedlich ihre eigene kindliche Rolle in den beiden Familien gewesen ist und dass ein solcher Übergang in eine Pflegefamilie mit

Veränderungsprozessen verbunden ist, die sowohl Zeit als auch neue Erklärungen benötigen:



*Und als Kind war es dann halt wirklich so, dass ich dann zu meiner Mutter gefahren bin, das ganze Zimmer dunkel gemacht und gesagt hab: „Mama komm, leg dich ins Bett, schlaf.“ Und ich bin dann durch die Wohnung geturnt, hab aufgeräumt, hab die Fenster geputzt und Gardinen gewaschen. Halt alles, was man von einem Kind so eigentlich nicht verlangt. Wenn man sagt: „Mein Gott, leb doch mal dein Leben, sei Kind, spiel oder mach irgendwas.“ Und das war halt so dieser Zwiespalt. Bei meinen Pflegeeltern war ich das Kind. Wo ich Kind sein durfte. Und bei meiner leiblichen Mutter war ich eher so das Elternteil.*

## Sorge, nicht normal zu sein

Die meisten Pflegekinder wünschen sich, ein normales Leben führen zu können. Häufig sind sie dabei mit dem Gefühl konfrontiert, dass sie selbst und ihre familiäre Situation keiner allgemeinen Vorstellung von Normalität entsprechen. Das Ziel, das eigene Leben als normal empfinden zu können, wird durch Ereignisse und Situationen destabilisiert, in denen den Pflegekindern bewusst wird, dass sie besondere Aufgaben bewältigen müssen, denen sich andere Heranwachsende in ihrem Alter nicht stellen brauchen. Tina beschreibt das mit Blick auf ihre Geschwister in der Pflegefamilie folgendermaßen:



*Meine anderen Geschwister, die halt in der Pflegefamilie die leiblichen Kinder sind, die mussten sich mit so was ja nie beschäftigen. Die wussten: „Mama, Papa, die sind zusammen, die sind verheiratet, lassen sich nicht scheiden, streiten sich mal, aber dann ist gut.“ Aber nicht „und da sind noch andere und ich muss mich rechtfertigen und ich muss Leute verhauen, damit die die Klappe halten.“ Und sich einfach selbst so finden. Und die hatten das halt komplett in Ruhe.*

Durch solche für die Pflegekinder zum Teil unangenehmen Situationen wird ihnen ihr Sonderstatus deutlich und es verfestigt sich das Gefühl, ein Leben jenseits von allgemeinen Normalitätsvorstellungen zu führen. Im alltäglichen Leben – beispielsweise in der Schule, beim Arztbesuch oder auch nur beim Entgegennehmen eines Telefonats – werden Pflegekinder häufig damit konfrontiert, dass sie eine Sonderstellung haben: der Vormund muss das Zeugnis unterschreiben,



die Pflegeeltern dürfen über eine medizinische Behandlung nicht alleine entscheiden oder ein Anrufer entschuldigt sich dafür, das er sich verwählt hat, wenn sich das Pflegekind mit seinem Nachnamen meldet. Komplikationen bei der Verwendung des Nachnamens der leiblichen Familie scheint eines der besonders weit verbreiteten Erlebnisse der Pflegekinder zu sein. Für einige Pflegekinder bedeutet dies, dass sie sich in vermeintlich unbedeutsamen Situationen unter Rechtfertigungsdruck gesetzt fühlen, weil sie ihre Zugehörigkeit zur Pflegefamilie berührt und hinterfragt sehen. Bei Pflegekindern, die zu ihren Pflegefamilien und Herkunftsfamilien eine intensive Verbindung haben und die sich beiden Familien zugehörig fühlen, können außerdem erhebliche Loyalitätskonflikte aufgelöst werden.<sup>5</sup> Jenny beschreibt die Reaktionen von Schulkameraden auf ihren Nachnamen, der sich von dem ihrer Pflegegeschwister unterschieden hat, so:



*Du weißt nicht, wo du hingehörst. Das fing ja in der Grundschule schon an, dass ich mit meinen Pflegegeschwistern auf derselben Schule war. Und die hießen natürlich anders. Mit dem Nachnamen. Ich bin ja nicht adoptiert worden. Und dann sagten die – Kinder sind ja grausam und ehrlich, ne? Und sagten dann: „Du hast ja gar keine Familie! Du bist bestimmt so ein ...“ die benutzen Ausdrücke, ich weiß gar nicht mehr, was die gesagt haben. Auf jeden Fall: „Du hast keine Eltern, du hast keine Geschwister und du bist bestimmt irgendwo gefunden worden.“ So einen Kram haben die dann erzählt. Ich wusste es natürlich besser, aber war natürlich traurig, ne? So die erste Zeit ist man dann traurig und sagt: „Boah, ich will nicht mehr. Warum machen die das?“ Und ist ja ganz klar, ne? Normale Reaktion.*

### Späte Information hinsichtlich der eigenen Herkunft

Die meisten ehemaligen Pflegekinder wurden frühzeitig darüber aufgeklärt, dass sie nicht die leiblichen Kinder ihrer Pflegeeltern sind. Dennoch kann es weitere Informationen über die leibliche Familie und die eigene Herkunft geben, die man ihnen zunächst vorzuenthalten hat. Die Pflegekinder beschreiben es als irritierend, wenn sie erst zu einem späten Zeitpunkt über wesentliche Fakten in Kenntnis gesetzt werden, die ihnen hinsichtlich ihrer eigenen Persönlichkeit und ihrer Identitätsentwicklung bedeutsam erscheinen. Achim beschreibt in diesem Zusammenhang seine Aufklä-

rung über den Migrationshintergrund seines leiblichen Vaters:



*Also es gab manchmal schon Situationen – zum Beispiel mit zwölf Jahren habe ich zum ersten Mal dann auch meinen Vater gesehen. Da mussten wir irgendwie aufs Gericht – ich weiß ich nicht, worum es da ging, das haben meine Eltern nicht gesagt, ich denke mal um Geld irgendwie, keine Ahnung. Ja, und dann kurz vorher habe ich dann auch mal erfahren – weil ich wurde ständig, wenn ich mir irgendwo Döner holen gegangen bin oder so, wurde ich öfter mal so von den türkischen Mitbewohnern auf türkisch angesprochen. Ja, und dann habe ich so mit elf dann mal erfahren – da habe ich auch mal wieder Döner geholt so und dann hat meine Mutter so erzählt, sagte sie dann so: „Ja, dein Vater ist auch Türke und deine Mutter ist Deutsche.“ Da hab ich das auch mal erfahren, so ganz nebenbei, dass ich eigentlich gar kein richtiger Deutscher bin. Ja, am Anfang war das schon ein bisschen komisch, aber was soll man da machen?*

### Sorge vor genetischem oder sozialem Erbe

Einige Pflegekinder sorgen sich darum, dass sie möglicherweise nicht schaffen, sich vollständig in ihre Pflegefamilie zu integrieren und den Anforderungen ihres (neuen) sozialen Umfeldes gerecht zu werden. Sie sind teilweise verunsichert, ob es ihnen trotz ihrer biografischen Vorgeschichte gelingen kann, ein „erfolgreiches“ und „normales“ Leben zu führen. Für viele Gesprächspartner gehört zu diesem Thema auch die Frage nach einer möglichen eigenen Elternschaft bzw. die Sorge, diese nicht „gut genug“ erfüllen zu können. In diesem Zusammenhang ist es einigen Pflegekindern beispielsweise wichtig, sich von kriminellen Handlungen oder auch Krankheiten der leiblichen Eltern zu distanzieren. Einige Pflegekinder fragen sich, ob sich trotz ihrer Anstrengungen destruktive Elemente der elterlichen Persönlichkeit auf genetischem oder sozialisatorischem Weg auf sie selbst übertragen können.

Anhand von Saschas Überlegungen wird deutlich, wie er sich mit diesem Thema auseinandersetzt:



*Bei meinen Eltern, ich sage ehrlich, mein Vater war ein Mörder. Der sitzt im Knast. Meine Mutter hat irgendeine psychische Krankheit, dass die auch Depressionen hat und so was. Anzeichen von Depressionen hab ich gar nicht. Also ich hab zwar auch mal so schlechte Gefühle. Aber ich kann die bei meiner Pflegemutter äußern. Ich kann da mit ihr reden und damit ist fast die*

5 Vgl. dazu das Kapitel 3 Zwischen zwei Familien



halbe Miete schon bezahlt. Dafür, dass man das gut verarbeiten kann. Man sagt ja, das ist ja so in der Gesellschaft: „Wie die Eltern, so auch das Kind.“ Also um ein Beispiel zu geben: Zwei Leute bewerben sich. Der hört, die Eltern von dem einen vielleicht waren Mörder und die anderen, die waren reich oder sonst irgendwas. Dass man dann wahrscheinlich vielleicht den bevorzugt, der keine kriminellen Eltern hat, weil man dann vielleicht darauf zurückschließen kann: „Das Kind wird genauso.“ Oder hat vielleicht auch nur irgendwelche Neigungen dazu. Weil soweit aus dem Schulischen kann ich es halt auch entnehmen, dass es zum Teil auch wirklich vererbt wird. Also zwar jetzt nicht zu fünfzig Prozent, aber irgendwie, dass das in den Genen irgendwie drin steckt.

## Selbstzuschreibungen und Minderwertigkeitsempfinden

Als belastend müssen auch Erklärungen und Deutungsmuster der Pflegekinder gelten, die ihnen selbst eine Mitschuld an der familiären Situation zuschreiben. Einige Pflegekinder beschreiben sich selbst auch noch rückblickend als kompliziertes und schwieriges Kind. In vielen Situationen erleben sie außerdem auch im Rahmen von professionellen Systemen – beispielsweise im medizinischen Bereich, in der Schule oder beim Jugendamt – dass nicht andere, sondern sie selbst und ihre Verhaltensweisen als problematisch und defizitär beschrieben werden. So beschreibt Adem seine Erfahrung mit dem Schulsystem folgendermaßen:



*Das war auch damals so bei der Schulwahl so. Wo die dann irgendwie meinten: „Ja, der kann auf die Hauptschule gehen. Der muss ja kein Professor werden.“ und so was. Da meinte meine Mama aber: „Genau das will er halt werden.“ Also meine Pflegemama. Deswegen ist das halt, dass den Pflegekindern, sage ich mal, nicht so viel zugetraut wird. Dass das dann heißt: „Ja, das sind eh nur Pflegekinder. Was soll aus denen denn schon groß werden?“*

Solche Formen der Selbst- und Fremdbeschreibung burden Pflegekindern eine Last auf, der sie kaum gerecht werden können. Einige Pflegekinder beschreiben außerdem, dass sie gegenüber den leiblichen Kindern der Pflegefamilie oder den leiblichen Geschwistern, die im Gegensatz zu ihnen in ihrer leiblichen Familie leben können, ein Minderwertigkeitsgefühl entwickelt haben. Vanessa beschreibt, wie schwer ihr der Blick auf ihre drei leiblichen Brüder fällt, die in ihrer Herkunftsfamilie bleiben konnten:



*Ja, und manchmal sage ich mal so, hasse ich mich selber. Dann denke ich mir auch so: „Ich bin irgendwie im falschen Körper. Warum bin ich ein Mädchen geworden? Warum kann man mich nicht so lieben, wie ich bin?“ Solche Fragen, die kommen mir ab und zu dann. Und das tut mir weh. Und wenn ich dann so sehe oder höre, meine Mutter mit ihren drei Söhnen, dann frage ich: „Warum ich nicht? Warum kann ich nicht im Arm mit dabei sein?“ Oder: „Warum bin ich das fünfte Rad am Wagen? Warum wird mal nicht so mit den Gedanken so ein bisschen an mich dabei mitgedacht?“ Aber ich sage mal so: Ich finde mich damit langsam ab.*

Besonders schwierig scheint es zu werden, wenn die Pflegekinder bei ihren Pflegeeltern eine klare emotionale Unterscheidung zwischen leiblichen Kindern und Pflegekindern erleben oder wenn verschiedene Regeln und Verhaltensformen für sie gelten. So erinnert sich Rebecca:



*Aber ich kann nicht verstehen, dass es dann vier Jahre lang oder viereinhalb Jahre lang so ein Terror dann wegen mir war. Also ich wurde immer beschimpft, immer, egal wann, jeden Tag beim Essen, beim Fernsehen, wenn ich irgendwo lang gegangen bin, wenn ich draußen im Garten war, immer. Das war dann auch so, dass die Pflegemutter dann wahrscheinlich nicht mehr genau wusste, wie sie sich helfen kann. Das heißt, sie hat gesagt, ich soll eher essen und dann sollte ich mich immer schnell beeilen, damit ihre Kinder auch noch was essen können oder ab acht Uhr abends durfte ich nicht mehr nach unten ins Wohnzimmer, weil dann die Jungen Fernsehen gucken sollten.*

## Identitätsentwicklung und Ablösungsphase

Während der Phase der Adoleszenz können Themen der Identitätsentwicklung und der Ablösung von den Eltern eine zusätzliche Brisanz erhalten. Dabei handelt es sich zunächst um allgemeine Entwicklungsaufgaben, die auch Heranwachsende bewältigen müssen, die in ihren leiblichen Familien aufwachsen. Pflegekinder müssen sich jedoch in einer besonderen Weise mit Themen der eigenen Herkunft und der eigenen Identität auseinandersetzen.<sup>6</sup> Sie haben bereits eine ungewöhnlich frühe Ablösung von ihren leiblichen Eltern erlebt und sind daher in einem besonderen Maße für

<sup>6</sup> Vgl. dazu Kapitel 4. Herkunft und Biografie



dieses Thema sensibilisiert. Auch in Jennys Beschreibung wird dieser Aspekt deutlich:



*Es fing im Grunde damit an, dass ich wusste: „Das sind nicht meine leiblichen Eltern.“ Und meine Mutter hatte sich ja abgewandt von mir. Dazu kamen dann noch diese Rechtfertigungen ständig. Egal, wo man hingegangen ist. „Das ist unsere Tochter.“ „Ja wie? Aber Sie heißen doch so und sie heißt so. Das geht doch gar nicht.“ Und das waren einfach so Momente, wo du wütend warst, wo du gesagt hast: „Boah, ich weiß gar nix mehr.“ Leer. Weg. Und ja, da beschäftigt man sich halt mit, lässt alles andere dann links liegen und das ist halt wichtiger. Das war für mich in dem Moment das Wichtigste, rauszufinden, wo ich jetzt hin soll. Weil ich war so hin- und hergerissen. Ich wusste, da sind irgendwo eine Mutter und ein Vater und hier habe ich aber meine Mama und meinen Papa. Und das waren so Momente, wo ich dachte: „Das geht doch gar nicht.“ Weil da habe ich so darüber nachgedacht, was Eltern ausmacht. Darüber habe ich sehr viel nachgedacht. Und halt auch, dass das ja meine Eltern sind und dass die mich großgezogen haben. Aber da sind halt noch andere Leute. Wie gesagt, man geht so auf Spurensuche. Und das ärgert einen, dass man einfach nicht vorwärts kommt. Und dass einem da auch keiner bei hilft. Das Jugendamt sagt: „Ja, wir haben deine Eltern gefragt und die sagen „Nein“.“ Aber als Jugendlicher, als junger Mensch hat man einfach dann keine andere Anlaufstelle. Man kann nicht sagen: „Ich gehe jetzt dahin und da weiß ich, dass mir sofort geholfen wird.“ Das gibt es irgendwie nicht. Ist einfach so. Und das war schon verdammt übel, weil ich meinen Eltern dann auch sehr viele Vorwürfe gemacht habe. Ich habe denen dann irgendwann gesagt: „Ihr seid doch alles schuld.“ Habe gesagt: „Ihr seid das schuld, dass die nicht mehr kommt, weil ihr euch gestritten habt mit der.“ Und: „Ihr könnt mich ja gar nicht so lieben, wie richtige Eltern.“*

### Was hilfreich war – Ressourcen:

Einige Pflegekinder beschreiben, dass sie durch die verlässlichen Strukturen und einen „normalen Familienalltag“ in ihrer Pflegefamilie einen erheblichen Zugewinn an Sicherheit erlebt haben. Dazu gehören insbesondere die familiären Rahmenbedingungen – eine gleichbleibende Tagesstruktur sowie Regeln, an die sich alle Familienmitglieder verbindlich halten. Das Alltagsleben und von den Pflegeeltern und anderen als Selbstverständlichkeiten betrachtete Elemente des Familienlebens – wie beispielsweise das Wecken und Zubettbringen der Kinder oder regelmäßige, gemeinsame Mahlzeiten – können für die Pflegekinder eine wichtige Entlastung bereithalten. Hilfreich war es

für die Pflegekinder, wenn sie Zeit und ein geduldiges Umfeld hatten, um die neuen Rahmenbedingungen kennenzulernen, zu hinterfragen und zu verstehen. Sascha beschreibt seine Erinnerungen an die Kindheit und Jugend in der Pflegefamilie folgendermaßen:



*Also ich denke mal, wenn man klein ist, man spielt viel, man bekommt auch viel Aufmerksamkeit. Dann kommt man in die Schule, man trifft seine ersten Freunde oder auch schon im Kindergarten oder man hat dann so seine richtig festen, stabilen Freunde, sage ich jetzt mal, und man hat einen Ablauf, man hat eine Struktur im Tag. Man geht zur Schule, Mittagessen gab es regelmäßig Familienessen, also alle waren am Tisch. Mittags konnte man dann Hausaufgaben machen und danach wurde gespielt und danach gab es Abendessen, dann haben wir noch mal irgendwie gespielt und danach kann man schlafen gehen. So dass Struktur in dem Tag drin war, was ich als wichtig empfinde, damit das Kind nicht ziellos irgendwo, sage ich jetzt mal, verblödet irgendwo im Zimmer rumsitzt. Also wenn man dann weiter geht, also dann in die nächste Schule, dass das dann eigentlich so weiter geht. Man hat den Alltag. Schule ist Pflicht, weil es gibt ja die Kinder, die dann sagen: „Ich habe keinen Bock auf Schule.“, natürlich hatte ich die Phase wahrscheinlich auch, aber man kriegt den Ehrgeiz. Der kommt von selbst. Auch wenn man es beim Kind nicht glaubt, der kommt aber von selber von irgendwann.*

Mehrere Pflegekinder beschreiben, dass es ihnen möglich gewesen ist, sich in ihrem neuen, kindgerechten Familiensystem sicher und zugehörig zu fühlen. Sie konnten es genießen, ausschließlich Kind zu sein, ohne dass sich die Rollen zwischen Erwachsenen und Kindern vermischt oder umgekehrt haben. Viele Pflegekinder schildern, dass sie es genossen haben, in ein Familiengefüge zu kommen, in dem die Strukturen so eindeutig waren, dass es möglich war, sich als Kind daran anzupassen, während die Pflegeeltern gleichzeitig dazu imstande waren, flexibel auf die Bedürfnisse des Pflegekinds zu reagieren und einzugehen, ohne die familiären Rahmenbedingungen dafür aufgeben zu müssen. Der Erhalt der Authentizität des Familienlebens – also nicht alles anders zu machen, nur weil ein neues Kind Mitglied der Familie wird – wird von den Pflegekindern geschätzt.

Für die Pflegekinder war es hilfreich, wenn sie die Besonderheiten in ihren beiden Familien nicht tabuisiert haben, sondern selbstbewusst und offen damit umgegangen sind. Pflegekindern kann insbesondere dann



eine konstruktive, optimistische und selbstbewusste Auseinandersetzung mit dem Thema „Pflegekind-Sein“ gelingen, wenn ihnen Worte und Erklärungsstrategien zur Verfügung stehen, mit denen sie sich selbst und anderen ihre eigene Situation beschreiben können, ohne damit rechnen zu müssen, dass sie selbst deswegen stigmatisiert werden. Wie man aus der Schilderung von Vanessa lernen kann, ist dies kein einfacher Prozess:



*Das hab ich dann von meiner Pflegemutter halt erfahren. Also ich sage mal, wo wir früher gewohnt haben, kamen schon immer so andere Kinder und meinten so: „Du bist nicht die leibliche Tochter, du bist nicht die leibliche Tochter!“ Das hat mich schon immer so hart getroffen. Dann hab ich gesagt so: „Seid doch leise, ihr wisst das doch gar nicht! Natürlich bin ich die leibliche Tochter.“ Dann stand ich immer kurz davor, mich zu prügeln, weil ich das nie wahrhaben wollte. Und dann kam ich natürlich irgendwann auch mit acht Jahren wieder rein und hab gesagt: „Mama, Mama, die sagen schon wieder, ich bin nicht deine leibliche Tochter.“ Ja, und dann kam das dazu, dass meine Mutter gesagt hat: „Ja, dann komm mal her und setz dich mal da hin. Ich muss dir was erklären.“ Und dann hat sie mir das alles erzählt. Und dann hat sie gesagt so: „Ja, ich bin nicht deine richtige Mutter. Es stimmt. Ich bin deine Pflegemutter.“ Ja, und dann hatte ich natürlich wieder große Angst gehabt, sage ich mal. Und bin direkt von der Couch zu meiner Mutter hin rübergesprungen. Und hab mich direkt wieder an ihr festgeklammert und hab geheult und gesagt: „Ich muss ausziehen. Ich kann nie wieder „Mama“ zu dir sagen.“ Und: „Ich muss weg, ich kann nicht mehr hier bleiben.“ Ja, und da hat sie mich in den Arm genommen, hat mich natürlich beruhigt und hat gesagt: „Du gehst nie wieder weg.“ Und: „Du bleibst hier und du kannst immer weiterhin zu mir „Mama“ sagen.“*

Auch Jenny beschreibt, wie sie begonnen hat, sich gegen die Sticheleien ihrer Mitschüler zur Wehr zu setzen:



*Und ja, das fing dann irgendwann halt so an, dass ich mich dagegen gewehrt hab und gesagt hab: „Du bist ja blöd. Du weißt ja gar nicht, was Sache ist. Weißt ja gar nicht, was los ist und wie das wirklich ist.“ Und irgendwann hab ich das immer so schön ausgelegt und hab gesagt: „Dafür hab ich aber zwei Mamas. Und du hast nur eine.“ Und da waren aber auch sehr viele Gespräche dann mit meiner Pflegemama, ne? Damit ich das alles so irgendwie verpacken konnte, weil ich bin dann natürlich nach*

*Hause gekommen und sie hat gemerkt, ich bin wütend oder traurig und verziehe mich einfach nur in mein Zimmer. Und da hat sie dann halt mit mir immer das Gespräch gesucht, ne? Und das hat wirklich, haben die echt gut gemacht, also war schon schön.*

Folgende positive Merkmale ließen sich hinsichtlich der Familienbilder und der Normalitätsvorstellungen zusammenfassend aus den Interviews mit den Pflegekindern herausarbeiten:

- Die Pflegekinder gewinnen Sicherheit aufgrund verlässlicher und dadurch vorhersehbarer Alltagsstrukturen innerhalb der Pflegefamilie.
- Ein geregelter Familienalltag bietet dem Pflegekind die Möglichkeit, Kind sein zu können.
- Besonderheiten des Familienlebens werden erklärt, so dass sich auch für das Pflegekind die Möglichkeit ergibt, diese als Stärke und Chance des eigenen Lebens zu interpretieren.

Außerdem wurden folgende Problemlagen deutlich, denen ein professioneller Pflegekinderdienst begegnen sollte:

- Sich von der leiblichen Familie (vorübergehend) in eine Pflegefamilie zu verabschieden, ist ein emotional aufwühlendes Ereignis und eine aus kindlicher Perspektive schwierig zu lösende Aufgabe.
- Klare Strukturen und Umgangsformen, die innerhalb der Pflegefamilie Gültigkeit besitzen, können zu Beginn eines Pflegeverhältnisses Verwirrungen auslösen und überfordern.
- Als Pflegekind aufzuwachsen bedeutet, sich in unterschiedlichen Alltagssituationen als „anders als andere Kinder“ zu erleben.
- Erst zu einem späten Zeitpunkt über wesentliche Aspekte der eigenen Herkunft und Biographie informiert zu werden, kann eine zusätzliche Belastungsquelle sein.
- Es besteht die Befürchtung, dass die eigene Zukunft grundsätzlich von den leiblichen Eltern vorgeprägt wird.
- Die Überzeugung, im Vergleich zu anderen Gleichaltrigen (Geschwister, Freunde) nicht gleichwertig zu sein und zurückgesetzt zu werden.
- Während der Adoleszenz können Fragen hinsichtlich der Identitätsentwicklung und der Ablösung von den Pflegeeltern an Brisanz gewinnen.



### Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Dem Bedürfnis von Pflegekindern nach einem möglichst normalen Leben in einer möglichst normalen Familie kann durch den Fachberater konstruktiv begegnet werden. Dazu gehört, dass das Umfeld eines Pflegekindes dafür sensibilisiert wird, was es bedeutet, ein Pflegekind zu sein. Mit Blick auf die am Pflegeverhältnis beteiligten Personen (hier insbesondere Pflegeeltern und leibliche Eltern) kann der Fachberater ein Bewusstsein dafür schaffen, dass es unterschiedliche Familienkulturen gibt und ein Pflegekind diese Unterschiede in sein Alltagserleben und Normalitätsempfinden integrieren muss. Der Fachberater sollte bei den Pflegeeltern dafür werben, deren eigene Normalitätsvorstellungen bei einem Pflegekind nicht als allgemein gültig und bekannt vorauszusetzen, sondern den Übergang in die Gepflogenheiten der Pflegefamilie möglichst geduldig und sanft zu initiieren.



### Konkrete Ziele und Umsetzung in Qualitätsstandards

Während der Vorbereitung eines Pflegeverhältnisses und des Übergangs eines Pflegekindes von seiner Herkunftsfamilie in die Pflegefamilie sollte der Fachberater auf das Thema „Normalität“ aufmerksam machen und als Gesprächspartner zur Verfügung stehen.

- Die Pflegeeltern sollten bereits während ihrer Vorbereitung auf das Pflegeverhältnis dafür sensibilisiert werden, dass die Phase des Übergangs für ein Pflegekind eine erhebliche Herausforderung darstellt. Sie können mit Unterstützung des Fachberaters ihrem Pflegekind den Übergang und die Gewöhnung an eine neue Familienkultur sowie möglicherweise neue Umgangsformen erleichtern. Für die Pflegekinder kann es hilfreich sein, wenn Alltagsstrukturen in der neuen Familie erklärt und beschrieben werden, um dadurch Transparenz für das Kind herzustellen (Wir machen das so...).
- Ebenfalls während der Vorbereitung sollten Pflegeeltern von ihrem Fachberater darauf aufmerksam gemacht werden, dass Pflegekinder zu Beginn eines Pflegeverhältnisses und darüber hinaus eine zum Teil sehr ambivalente Haltung gegenüber ihren beiden Familien haben können,

die von den Pflegeeltern Geduld und Offenheit verlangt.<sup>7</sup>

- Das Thema Normalität muss in Vorbereitungskursen für Pflegeeltern bearbeitet werden. Bei den angehenden Pflegeeltern soll Sensibilität für die besondere Situation und Verständnis für das Verhalten der Kinder geschaffen werden.
- Der Übergang eines Pflegekindes von der Herkunftsfamilie in die Pflegefamilie muss durch den Fachberater begleitet und gestaltet werden. Die erfordert im Vergleich zu anderen Phasen des Pflegeverhältnisses eine erhöhte Intensität der Betreuung in Form einer erhöhten Frequenz von Hausbesuchen und Telefonkontakten. Dadurch lassen sich zu hohe Erwartungen und gegenseitige Überforderungen zwischen Pflegekind und Pflegefamilie vermeiden.
- Informationen zum Lebensalltag aus der Herkunftsfamilie oder einer anderen abgebenden Stelle müssen an die Pflegefamilie weitergegeben werden. Die Informationen laufen beim Fachberater zusammen.
- Übergänge müssen behutsam gestaltet werden. Bisherige Verhaltensweisen und Muster sollten der Pflegefamilie bekannt sein und können aufgegriffen werden. Beispiel: Hat das Kind bisher nur mit den Fingern gegessen, muss dies den Pflegeeltern bekannt sein und es muss ein Übergang gefunden werden, der das Kind nicht überfordert.



Für die Pflegekinder ist es eine enorme Erleichterung, wenn Fragen nach der Normalität oder Unnormalität ihres Lebens enttabuisiert werden, um ihnen einen konstruktiven Umgang mit ihrer Biografie zu ermöglichen.

- Pflegekinder brauchen Worte für das, was sie erlebt haben und was sie erleben. Sie müssen positiv besetzte Erklärungsstrategien für ihre eigene Situation als Pflegekind entwickeln. Dabei ist es wichtig, dass das Pflegekind durch seine Pflegeeltern und einen vertrauten Fachberater des Pflegekinderdienstes unterstützt wird (Biografiearbeit; Integrationsarbeit; Entwicklung einer Idee von Herkunft).

---

7 vgl. dazu Kapitel 3. Zwischen zwei Familien



Pflegekinder benötigen Unterstützung für den Umgang mit und die Integration der unterschiedlichen Familienkulturen, die während ihres Aufwachsens eine entscheidende Rolle für sie haben.

- Die Pflegeeltern müssen durch den Fachberater über unterschiedliche Familienkulturen informiert werden. Es muss den Pflegeeltern vermittelt werden, was es für das Pflegekind bedeutet, in verschiedenen Familien zu leben und welche Irritationen möglicherweise auftreten können.
- Der Fachberater sollte den Pflegeeltern verdeutlichen, welche enorme Integrationsleistung ihr Pflegekind hinsichtlich der familiär unterschiedlichen Vorstellungen und Überzeugungen zu bewältigen hat und dass es dabei Unterstützung benötigt.
- Aufgabe des Fachberaters ist es, das Pflegekind dabei zu unterstützen, die unterschiedlichen Familienbilder der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie in die eigene Biografie zu integrieren. Einige Pflegekinderdienste berichten in diesem Zusammenhang von guten Erfahrungen durch die Erstellung eines Lebensbuches.



Das Erleben von Pflegekindern hinsichtlich ihrer Pflegefamilie ist kein gleichbleibender Zustand. Einstellungen und Überzeugungen zur Familie verändern sich im Laufe der Zeit.

- Das Erleben und die Einstellung der Pflegekinder zur Pflegefamilie sind von ambivalenten Gefühlen geprägt, die prozesshaft verlaufen. Der Fachberater sollte diese Entwicklung wahrnehmen, begleiten und regelmäßig mit den Pflegeeltern und dem Pflegekind deren Haltung zur Pflegefamilie thematisieren. So kann er als Unterstützer bei der Entwicklung individuell gültiger Familienbilder zur Verfügung stehen.



Für die Pflegekinder und ihre Pflegeeltern ist es hilfreich, wenn sie beim Umgang mit Dritten verlässliche Unterstützung erfahren.

- Jenseits der Pflegefamilie (Schule, Behörden etc.) sollen Fachberater Verständnis und Sensibilität für die besondere Situation des Pflegekindes und der Pflegefamilie schaffen. Um Missverständnisse und Stigmatisierungsprozesse zu vermeiden, können gemeinsame Gespräche mit Pflegeeltern, Pflegekind, Fachberater und einer vierten Person (Lehrer etc.) hilfreich sein, in denen die Fachberater auch eine Pufferfunktion für das Pflegekind übernehmen können.<sup>8</sup> Der Fachberater sollte hier die Rolle eines Vermittlers oder Mediators in Konfliktsituationen ausfüllen.



Um auch die Pflegeeltern systematisch dabei zu unterstützen, den vielfältigen Anforderungen beim Umgang mit Normalitätsvorstellungen und unterschiedlichen Familienbildern gerecht zu werden, kann der Austausch mit anderen Pflegeeltern hilfreich sein.

- Für Pflegeeltern sollten durch den Pflegekinderdienst Kontakte zu Pflegefamilienkreisen etabliert werden (z.B. Pflegeeltern-Stammtische, gemeinsames Frühstück, Nachmittagskaffee, Ausflüge). Um die Selbsthilfepotentiale weiter zu stärken, kann außerdem auf Internetforen für Pflegeeltern hingewiesen werden.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Vgl. dazu Kapitel „Pflegekinder und Schule“ in Reimer (2011)

<sup>9</sup> Vgl. dazu Kapitel 3. Zwischen zwei Familien



## 10 Wie nehmen Pflegekinder professionelle Dienste wahr?

In vielen Biografien von Pflegekindern ist das Jugendamt – mit all seinen unterschiedlichen Akteuren – immer wieder präsent. Dabei bleibt es häufig eine „imaginäre Institution, da es durch ganz unterschiedliche Personen, Entscheidungssituationen und Räumlichkeiten repräsentiert wird.“<sup>1</sup> Hintergrund für dieses Erleben ist beispielsweise die Rollenteilung in Fragen der Zuständigkeit, – etwa zwischen Allgemeinem Sozialen Dienst und Pflegekinderdienst – oder aber auch der Wechsel zwischen mehreren Jugendämtern innerhalb eines Pflegeverhältnisses. Nicht selten entsteht daher bei „Kindern der Eindruck, dass das Jugendamt mit mehreren ‚Stimmen‘ spricht.“<sup>2</sup>

In vielen der Interviews mit ehemaligen Pflegekindern wird an unterschiedlichen Stellen über die Zusammenarbeit mit dem Pflegekinderdienst bzw. dem Jugendamt berichtet und dieser Eindruck bestätigt. Vor allem das Setting des Hilfeplanes wird hierbei von den Interviewpartnern häufig beschrieben. An einigen wenigen Stellen äußern sich die Gesprächspartner zu anderen am Pflegeverhältnis beteiligten Professionen. Auf konkrete Nachfragen im Schlussteil des Interviews formulieren einige Interviewpartner, wie sie sich die Zusammenarbeit eher gewünscht hätten bzw. welches Vorgehen ihres zuständigen Fachberaters für sie besonders hilfreich war. Im folgenden Kapitel sollen diese Punkte vorgestellt werden.

### Die Perspektive des Pflegekindes – Belastungen, Aufgaben, Ressourcen und Umgangsstrategien

#### Zuständigkeitswechsel

Als belastend beschreiben mehrere Interviewpartner die wiederholten Wechsel der zuständigen Fachberater der Pflegekinderdienste. Besonders hervorgehoben wird hierbei der Verlust einer Person, die vertraut und über die Lebensgeschichte des Pflegekindes informiert war. Eine Interviewpartnerin betont neben diesen Aspekten, dass es eine Belastung war, die eigene Geschichte immer wieder erzählen zu müssen:



*Ich hatte vier, fünf Sozialarbeiter. Und das war ganz übel. Also du hattest dich gerade an den einen gewöhnt und hattest Vertrauen zu dem und konntest dem auch mal was erzählen und hattest das Gefühl, dass er auch ein bisschen Interesse hat und nicht nur an seinem Job hängt. Und an dem Geld. Und ja, dann kam halt der Nächste. Und dann hast du natürlich da gesessen, musstest im Grunde wieder bei Null anfangen. Weil der sich ja nicht vorher alles komplett durchgelesen hat. Musstest wieder bei Null anfangen und dem Sachen erzählen, die du schon zehnmal anderen Leuten erzählt hast und hattest einfach keinen Bock mehr.*

Im Interview mit Vanessa wird der Zuständigkeitswechsel ebenfalls als Belastung beschrieben, sie stellt die Problematik heraus, sich wieder einer neuen, fremden Person öffnen zu müssen. Vanessa schildert ihren Umgang mit der Situation als eine Art Rückzug, da ihr das Gespräch mit einer fremden Person schwer fiel:



*Ja, und dann hatte ich ja erst die Frau Schöler vom Pflegeamt gehabt. Ja, dann ist die ja zu einer anderen Abteilung übergegangen für Kinder, die adoptiert werden. Und dann hatte ich den, dann hatte ich jemand anderes bekommen. Jetzt weiß ich auch nicht. Den Herrn Galanis, so war das. Dann war der auch knapp ein Jahr bei mir. Ja, und dann hatte ich wieder einen anderen, dann hab ich wieder einen anderen gekriegt und dann war immer diese Wechselei. Und dann hatte ich mich da auch wieder ein bisschen zurückgezogen, weil ich rede nicht gerne mit anderen Leuten über meine Probleme. Oder was eben halt früher gewesen ist. Sag ich mal, rede ich nicht gerne drüber. Durch diese Wechselei habe ich mich dann auch wieder ein bisschen zurückgezogen.*

#### Unklarheit über Zuständigkeit und Funktion der Fachkräfte

Neben dem Zuständigkeitswechsel kann es auch eine Belastungsquelle sein, nicht über die Zuständigkeit und Aufgabe der jeweiligen Fachkraft Bescheid zu wissen. Hier ist vor allem der Unterschied in der Funktion von Fachberater und Vormund häufig unklar. Viele Interviewpartner beschreiben den Wechsel der Zuständigkeit und die Unklarheit über die Funktion in einem engen Zusammenhang. So heißt es in einem Interview:

1 Wölfel (2010), S.24

2 Ebd.



*Das Problem war, es war auch immer jemand anderes da. Zuerst war ich irgendwie in D-Stadt. Dann war ich in E-Stadt und hatte immer wieder neue Menschen, die dann irgendwie für mich zuständig waren so. Ich habe selber keine Ahnung. Ich weiß bis heute nicht so richtig, was der Herr Marks [Mitarbeiter des PKD, J.P.] ist. Aber er war halt auf einmal da. Also ich glaube er kam so, er wurde mir im Zusammenhang mit meinem Vormund damals vorgestellt, mit dem Herrn Becker. Da meinte halt meine Mama: „Ja, jetzt glaube ich kommt ein gewisser Herr Marks und Herr Becker“ so. Die hab ich halt beide so in die Sparte Jugendamt eingeordnet so. Und inwiefern er jetzt da eingeschaltet wurde und aus welchem Anlass genau, weiß ich auch nicht.*

## Hilfeplanung und Beratungssituationen als Belastungsquelle

Die Situation des Hilfeplangesprächs kann verschiedene Belastungsquellen für die Pflegekinder bergen. In den Interviews fällt auf, dass es eine deutliche Unterscheidung in der Wahrnehmung als Kind und als Jugendlicher gibt. Rückblickend auf die Zeit als Kind wird vor allem beschrieben, dass der Hintergrund des Treffens eher unklar war. Hinzu kommt auch hier eine Unsicherheit darüber, wer für was zuständig ist.

Es zeigt sich ebenfalls, dass in den wenigsten Interviews eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Arten von Terminen und damit auch verschiedenen Settings der Zusammenkunft mit dem Pflegekinderdienst bzw. weiteren Vertretern des Hilfesystems gemacht wird. Die Interviewpartner sprechen in aller Regel von Hilfeplan, auch wenn es sich um andere Besuche des Pflegekinderdienstes gehandelt hat.

Jenny erinnert sich, dass sie als Kind mit den Personen vom Jugendamt nichts anfangen konnte. Gleichzeitig beschreibt sie allerdings das Setting des eigenen Zuhauses als Möglichkeit, mit der Situation umzugehen:



*Also ich als Kind konnte gar nichts mit denen anfangen. Ich wusste, ich musste mich schick anziehen und entweder sind wir halt anfangs dahin gefahren zum Jugendamt. Zu diesen Gesprächen. Hilfspläne nennen die sich ja, ne? Pflegehilfsplan. Und irgendwann dann kamen die halt zu uns nach Hause. Und da habe ich mich natürlich schon zu Hause viel wohler gefühlt, weil ich wusste: „Hier bin ich zu Hause“, ne? Und: „Ach ja, da kommt jetzt jemand zu Besuch. Der geht aber auch wieder.“*

Auch die Gestaltung der Gespräche wird für die Zeit der Kindheit rückblickend häufig als schwierig erinnert. So heißt es in dem Interview weiter:



*Ich fand war immer wie so ein kleines Verhör. Ich fand es nie schön, nie angenehm. Zumindest nicht als Kind.*

Dass es im Rahmen des Hilfeplangesprächs nicht die Möglichkeit gab, sich frei äußern zu können oder offen über mögliche Probleme zu sprechen, wird als Belastungsquelle in mehreren Interviews benannt. Ein Grund ist die Sorge, die Pflegeeltern möglicherweise durch das Ansprechen von Problemen zu enttäuschen. Jenny erinnert sich, wie sie die Situation als Kind erlebt hat:



*Das waren auch erst Sachen, die ich sagen konnte und mich getraut habe zu sagen, als ich älter war. So als Kind sagst du nichts, da guckst du deine Eltern an und sagst: „Nein, wenn du das jetzt sagst, dann kriegst du Ärger und dann sind die traurig.“ Und das fand ich halt immer nicht gut, dass die Eltern daneben saßen, die Pflegeeltern. Das finde ich überhaupt nicht gut.*

Die Geschwister Mark und Hanna berichten im gemeinsamen Interview über große Konflikte, die sie mit den Pflegeeltern hatten, nachdem sie als größere Kinder zu ihnen gezogen waren. Sie beschreiben beispielsweise, wie sie sich längere Zeiträume nur in den Zimmern aufhalten durften und dort im Dunkeln sitzen mussten. Auf diese Situation bezieht Mark sich im Zitat:



*Wenn diese Hilfeplangespräche waren, da hat halt unsere, wie heißt die, Frau Fitzner vom Jugendamt gefragt, wie es immer so geht bei uns, also im Zusammenhalt, wie das so läuft. Und ob es denn noch Spaß macht, also da zu sein. Und wir konnten, wie gesagt, wir konnten ja wirklich nichts sagen, wenn irgendwas jetzt am laufen war, wenn jetzt zum Beispiel sie [die Schwester, Anmerkung J.P.] oben im Zimmer sein musste, oder ich, wir konnten ja das nicht sagen. Weil immer die Pflegeeltern ja dabei saßen.*

Eine weitere Belastungsquelle kann es sein, wenn sich die Hilfeplansituation nicht parallel mit der eigenen Entwicklung verändert und angepasst wird. Hier wird es zum Beispiel als Belastung empfunden, zu persönliche Fragen beantworten zu müssen.



Pia erinnert sich, dass sich die Hilfeplansituation nicht verändert hat und für sie der Eindruck eines Abfragens des immer gleichen Bogens entstanden ist:



*Der hat halt immer seinen Bogen abgefragt, von wegen ob ich noch Sport mache, wo ich Sport mache, ob ich weiter turnen gehe, ob ich einen Freund habe, wie es in der Schule läuft. Der hat mich halt alles ausgefragt, was ich so mache. Und das kam mir nie irgendwie komisch vor, aber irgendwann in der Pubertät fand ich das nervig, weil ständig fragt der mich dasselbe. Da hab ich irgendwann gesagt: „Schreiben Sie das auf, was ich schon da auf dem Zettel stehen hab.“ Ich sag: „Es kommt nur noch eine Berufsausbildung dazu.“ Ich fand das irgendwann nervig. Weil das immer dasselbe war. Immer derselbe Ablauf. Zwar immer nett, aber immer derselbe Ablauf. Und das fand ich langweilig. Hab ich gesagt: „Muss ich dabei sein? Kann ich nicht gehen?“ Ja, der hat halt das abgearbeitet, was er machen muss. So. Und ist dann auch gegangen wieder.*

### Der Fachberater ist nicht für das Pflegekind da

In einigen Interviews wird der Eindruck beschrieben, dass der zuständige Mitarbeiter des Pflegekinderdienstes kein persönlicher Ansprechpartner ist. Hier wird nochmals offensichtlich, dass den Pflegekindern nicht bekannt war, welche Funktion der Pflegekinderdienst innerhalb des Pflegeverhältnisses auch für sie innehatte. Die Interviewpartner schildern hier mitunter das Gefühl, dass die Person nicht für sie da war. So erinnert sich Olivia:



*Ich hab das aber auch nie so als Ansprechpartner für mich wahrgenommen, glaube ich. Also erst viel später. Und da war es dann schon, also ich dachte immer: „Ja, ist so ein Amtsding halt.“ Die sind halt da und kontrollieren, ob alles gut läuft. Und wenn es nicht gut läuft, dann sagen wir was und sonst eben nicht. Aber ich glaube, ich hab das nie so als Institution für mich wahrgenommen. Ich hatte eh immer das Gefühl, dass die auf Oma und Opas Seite waren. Das kann natürlich auch falsch sein. Aber das war so die Wahrnehmung. Ja, dass die eher auf Oma und Opas Seite waren. Also wenn es Streit gab. Ja. Ich glaube, das war es warum ich auch nie mit Problemen glaube ich dahin gegangen wäre. Also ich glaube, ich hätte die dann nicht einfach angerufen.*

Weiter heißt es in dem Interview:



*Ich weiß nicht, ob es mir vielleicht geholfen hätte mit jemandem zu reden. Also wenn ich jemanden gehabt hätte, dem ich so vertraue und der mir viel-*

*leicht auch Ratschläge geben kann, dass ich mit dem geredet hätte. Ich weiß nicht, ob ich mit ihm geredet hätte. Das ist das Problem. Aber vielleicht hätte mir das geholfen, mir darüber schon früher klar zu werden, was ich genau eigentlich möchte.*

### Der Pflegekinderdienst als Störung familiärer Normalität<sup>3</sup>

In mehreren Interviews finden wir Aussagen darüber, dass die Pflegekinder gerne als „normale Kinder“ in ihren Pflegefamilien gelebt hätten. Das Auftauchen des Pflegekinderdienstes wird in diesem Zusammenhang dann immer wieder als Störung erlebt. Hannes beschreibt die Situation vor den Besuchen als Anspannung für die ganze Familie:



*I: Hast du denn noch eine konkrete Erinnerung, wie das so war, wenn die kamen? Ich kenne das ja nicht?*

*H: Das ist natürlich wieder in gewisser Weise Aufruhr. Angst, die einfach sich wieder spiegelt. Die Hoffnung, dass es auch relativ schnell vorbeigeht. Dass nicht irgendwelche Hiobsbotschaften verkündet werden. Wie zum Beispiel mit dem: „Hier ist ein Brief für dich.“ Oder: „Dein Vater möchte dich kennen lernen.“ Wo ich mir dann auch gewünscht hätte, auch, wenn ich damals erst sechzehn, siebzehn gewesen bin erst, hätte man vielleicht von Jugendamtsseite mich persönlich ansprechen sollen. Das Ganze nicht in der großen Runde. Einfach wirklich diese Überlegung fortführen: „Ist das gut? Tut das den Eltern gut? Ist das gut, wenn wir das in der großen Runde ansprechen? Oder soll ich das vielleicht lieber persönlich mit dem Pflegekind klären?“*

Nora betont, dass sie die Zusammenarbeit mit dem Pflegekinderdienst eigentlich als gut bewertet, dennoch habe ihr das Gespräch mit dem Pflegekinderdienst immer die „Besonderheit der eigenen Lebenssituation“ ins Gedächtnis gerufen:



*Ich weiß gar nicht, wann so das Erinnerungsvermögen so anfängt. Dass dann halt regelmäßig jemand vom Jugendamt kam. Ich kann mich eigentlich da nur noch an den Herrn Käuser erinnern vom Jugendamt, mit dem wir also sehr gut zusammen gearbeitet haben. Was heißt zusammen gearbeitet. Er kam uns halt besuchen und guckte halt und das war halt so, dass alltägliche Gespräche dann aufkamen. Mir war es allerdings immer*

3 Vgl. hierzu auch das Kapitel 9 Normalität erleben und Familienbilder



*sehr lästig muss ich sagen. Also mir war es immer unangenehm, wenn er kam, weil ich so Fragen darüber oder überhaupt über meine Lebensgeschichte eigentlich gar nichts wissen wollte. Oder vielleicht schon wissen wollte, aber mir das einfach total unangenehm war. Und ich eigentlich dieses Gefühl haben wollte, zu Hause zu sein, bei meinen leiblichen Eltern zu sein, diesen Eltern dann halt.*

## **Der Fachberater als Verbindung zur Herkunftsfamilie.**

Ist der Kontakt zur Herkunftsfamilie belastet und schwierig, so kann es sein, dass der zuständige Fachberater immer auch als Bindeglied zur Herkunftsfamilie und den damit verbundenen Belastungen erlebt wird. Im Fall von Adem war der Kontakt zur leiblichen Mutter von ihm nicht gewollt und daher für ihn sehr unangenehm. Er beschreibt, dass der Pflegekinderdienst für ihn immer eine Verbindung zur Mutter war:

 *Ich glaube, das war auch ein bisschen so in meinem Kopf drin, weil die halt sozusagen auch der Verbindungspunkt zwischen mir und meiner alten Mama waren so. Halt so: „Okay, die haben was mit der zu tun. Nachher wollen die mich wieder zu der zurückschicken“ und so was. Ich hatte auch eher Angst vor so was, wollte auch mit denen nichts zu tun haben und es war ja auch wirklich anfangs so, dass die dann hin und wieder meinten: „Jede Familie ist besser als eine Pflegefamilie“ und so was. Das ist echt ein bisschen hängen geblieben.*

## **Was hilfreich war – Ressourcen**

### **Der Fachberater ist als tatsächliche Person erlebbar**

Es zeigt sich in den Interviews, dass der zuständige Fachberater eine Ressource für das Pflegekind sein kann, wenn er als authentische Person und nicht nur als Vertreter des Amtes auftritt. Häufig werden diese Personen dann genauer beschrieben, im Interview beim Namen genannt sowie ihre Funktionen und wichtige Aspekte ihres Handelns detaillierter geschildert. So stellt Melanie in einer längeren Sequenz verschiedene Facetten heraus, die sie in der Zusammenarbeit mit dem Pflegekinderdienst als besonders hilfreich erlebt hat:

 *Ich denke, dass es immer wichtig ist, dass man auch Menschen motivieren kann zu irgendetwas. Dass man Begeisterung zeigen kann. Dass man aber genauso gut sich auch traurige Sachen anhören kann und auch, obwohl man es glaube ich nicht darf, ich weiß es*

*gar nicht, auch mal Gefühl da zeigen kann und auch mal eine Träne dann im Auge hat und denkt: „Ja, scheint nicht einfach zu sein.“ Und dass man wie so einen Begleiter hat. Dass man nicht das Gefühl hat, das irgendwie ist eine Institution, ein Amt oder irgendwie so. Sondern für mich war das immer so das Gefühl, dass da ist halt jemand und ja, der guckt so mit da drauf wie so ein, ja was weiß ich, wie so ein Lehrer oder irgendwie so was. Jemand, der mit dir geht und auf dich aufpasst quasi. Das fand ich sehr wichtig und sehr schön eigentlich auch an der Sache. Und dass man auch so aktiv was machen kann. Dass man aktiv irgendwie mit dabei ist als Kind. Weil ich finde immer so, dass Kinder ganz oft unterschätzt werden. Und, dass man so ein Recht hat, auch mal zu sagen: „Finde ich doof.“ Oder: „Ich würde gern das und das machen. Kann man nicht irgendwie zusammen entscheiden?“ Oder: „Wie geht es weiter? Ich möchte gern was machen, aber kann man mir da helfen? Ich weiß nicht, wie ich das anpacken soll.“ Dass da immer jemand war, der dann auch einem geholfen hat.*

Am Zitat von Melanie zeigt sich, dass ihr die Empathie und das Mitgefühl der Fachberaterin sehr geholfen haben. Sehr deutlich kristallisiert sich an diesem Beispiel deren Funktion als Begleiterin heraus. Melanie betont nachdrücklich, wie hilfreich und wichtig es für sie war, jemanden an ihrer Seite zu haben, der um ihre Situation weiß, beständig ihre Entwicklung, aber auch ihre Probleme begleitet und Unterstützung anbietet. Hinzu kommt in diesem Beispiel die Hervorhebung der aktiven Zusammenarbeit und des Gefühls, ernst genommen zu werden.

Pia unterscheidet zwischen einem vorherigen Mitarbeiter des Pflegekinderdienstes und dem langjährig für die Familie zuständigen Fachberater. Sie betont, dass es vor allem die Ehrlichkeit im Umgang mit ihr und die Gesprächsangebote waren, die sie besonders geschätzt hat:

 *Der hat halt das abgearbeitet, was er machen muss. So. Und ist dann auch gegangen wieder. Ja, und das war bei dem Herrn Wagener nicht so. Der hat sich auch unterhalten und hat auch gesagt: „Wenn du alleine reden willst, kannst du das ruhig.“ Der hat mir auch Fragen beantwortet, die ich gestellt habe. Nicht wie die anderen: „Darf ich nicht sagen.“ Oder: „Bist du noch zu jung für.“ Oder irgendwie so was. Der hat mir die Fragen beantwortet, die ich wissen wollte über meine Familie. Und der war auch immer ehrlich mit mir und hat auch immer dafür gesorgt, dass ich das so alles hinkriege, wie ich das will. Und*



*ich hab heute noch Kontakt mit ihm. Wenn irgendwas ist, ich rufe den trotzdem an und sag: „Hör mal, so und so sieht das aus. Was mache ich da am besten?“ Von daher ist das schon ganz gut so.*

### Die Möglichkeit zu Einzelkontakten

Die Geschwister Mark und Hanna, die beschrieben haben, wie wenig Möglichkeiten sie hatten, Konflikte in der Pflegefamilie mit dem für sie zuständigen Fachberater zu besprechen, erklären, was sie im Nachhinein als hilfreich angesehen hätten:



*H.: Also dass man sagt, Hilfeplangespräche ist so mit Familie okay. Aber dass man zwischenzeitlich, also ich glaube, das war ja am Anfang irgendwie jedes halbe Jahr oder so.*

*M.: Ja.*

*H.: Dass man zwischendurch aber mal sagt so:*

*M.: Mal ein Einzelgespräch.*

*H.: Ja, dass man die Kinder dann mal abholt oder die Kinder dann ins Büro bestellt oder irgendwie so was. Dass man mit den Kindern dann auch mal alleine spricht. Oder mit den Pflegeeltern alleine spricht. Dass die dann auch was dazu sagen können, dass die sagen: „Also ich komm doch nicht so mit denen klar, wie wir es gedacht hätten.“ Oder: „Uns fehlt ein bisschen Hilfe.“ Oder*

*M.: So was.*

Jenny betont ebenfalls die Bedeutung der Einzelkontakte und beschreibt, wie wichtig die Möglichkeit der Einzelgespräche für sie wurde, als es in der Pubertät Konflikte in der Pflegefamilie gab. In Eigeninitiative hat sie das Gesprächssetting verändert:



*Hinterher, als ich dann sechzehn, siebzehn war, habe ich die Frau Karstens angesprochen, ob ich nicht zu ihr kommen kann. Ich hab gesagt: „Ich möchte, dass Sie zu meinen Eltern fahren. Mit denen dann den Plan machen, wie Sie das alles sehen, die Situation. Und danach komme ich persönlich dann zu Ihnen ins Büro. Und dann sind wir da halt alleine und können reden.“ Weil irgendwann hast du einfach auch die Schnauze voll. Und du willst nicht mehr irgendwem nach dem Maul quatschen. Das geht einfach nicht. Und alles ist schön und alles ist heile, auch in einer Pflegefamilie gibt es mal Stress, gibt es mal voll den Ärger. Man haut sich fast die Köpfe ein. Das ist normal. Das ist das Leben. Ist natürlich nicht schön, aber so sind Menschen halt. Und meine Eltern fanden das natürlich dann gerade auch in den Situationen, wo ich nicht so umgänglich war, sehr komisch und hatten natürlich auch Bedenken. Sie*

*wussten ja, dass ich dann alleine hingehge und dachten: „Oh Gott. Was die dann da wohl erzählen mag?“ Ich habe es denken natürlich nicht erzählt und die haben es hinterher gelesen in dem Hilfsplan. Den haben wir ja dann zugeschickt bekommen. Und ja, da habe ich mich dann besser mit gefühlt. Aber das waren auch erst Sachen, die ich sagen konnte und mich getraut habe zu sagen, als ich älter war.*

### Kontinuität in der Zuständigkeit

Einige der Gesprächspartner betonten die Wichtigkeit, die es für sie hatte, dass ein Mitarbeiter kontinuierlich für sie da war und so die gesamte Entwicklung mit begleiten konnte.

Steffen stellt im Interview heraus, dass der für ihn zuständige Fachberater von Beginn an dabei war und so alle relevanten Punkte miterlebt hat:



*Der Herr Merten war von Anfang an dabei. Ja. Der hat mich so gesagt durch das Leben gejagt. Im positiven Sinn. Ja. Der hat mir doch sehr geholfen bei vielen Dingen. Von Anfang war der dabei. Er war auch, wie gesagt, derjenige, der dann halt die Familie Wilhelm [Pflegefamilie Anmerkung J.P.] gefunden hat.*

### Aktive Beteiligung

In mehreren Interviews wird betont, wie wichtig es für die Kinder war, aktiv an Entscheidungsprozessen und Verfahren wie der Hilfeplanung beteiligt zu sein. Für viele ist diese Entwicklung allerdings erst mit dem Jugendalter eingetreten. Jenny beschreibt, wie sie sich Partizipationsmöglichkeiten als Kind gewünscht hätte:



*Ich finde auch im Alter, wenn die Kinder jung sind, sollte man die fragen: „Wie ist das? Möchtest du da jetzt alleine mal mit mir sprechen? Oder sollen wir mal ins Spielzimmer?“ Weil gerade mit so kleinen Kindern – was sollen die am Tisch sitzen und dir einen erzählen? Kannst du besser mit Bauklötzen spielen und dann erzählen die eh. Was sie blöd finden, was denen weh tut oder was auch alles. Also das hätte ich schöner gefunden.*

Marina beschreibt die Veränderung von der Zeit als Kind zur Jugendlichen und die dann klar erkennbare aktive Beteiligung:



*Ich weiß, die Frau Müller-Kringe ist zu den Hilfeplangesprächen immer zu meinen Pflegeeltern gekommen, haben uns da gemütlich hingesetzt, Kaffee getrunken. Hat sich halt angeguckt, wie die Lebenssituation jetzt bei mir ist. Und da wurden halt immer Pläne ge-*



*macht so: „Was sind die Ziele jetzt für die nächste Zeit?“ Das haben die auch meistens unter sich ausgemacht, da hatte ich nichts mit zu tun. Und bei Stefanie hatte ich immer mehr Mitspracherecht bekommen. Als es dann zum Beispiel mit der Schule angefangen hat, dass ich die Schule abgebrochen hab, bin ich ja auch regelmäßig unter der Woche dann zur ihr gegangen und hatte Gespräche mit ihr. Und das Gleiche halt auch mit den Hilfeplangesprächen. Dass ich halt meine Ziele geäußert habe und gesagt hab, was ich vorhabe. Das wurde halt alles aufgeschrieben, mit reingetragen. Und nach einem halben Jahr wurde ja wieder ein neuer gemacht. Dann haben wir dann die alten Sachen noch mal durchgesprochen, was sich da verändert hat, was für neue Ziele da sind und das hat sich dann immer wieder neu aufgebaut. Und so hab ich halt wie gesagt von ihr sehr viel Unterstützung bekommen.*

Im Kontext Hilfeplan betont Marina noch mal die Wichtigkeit ihrer eigenen Person in dem Verfahren. Zudem wird in dem Zitat deutlich, dass das Hilfeplanverfahren für Marina transparent zu sein scheint:



*Die Erziehungsberechtigten waren halt dabei, sprich meine leibliche Mutter, meine Pflegemutter und ich. Weil ich bin ja die Hauptperson, ne? Ich darf nicht fehlen. Und dann haben wir uns halt hingesetzt, uns drüber unterhalten, wie das letzte halbe Jahr gelaufen ist, was alles so vorgefallen ist, wie die Ziele von mir vorangegangen sind. Dann hat Stefanie sich an den Rechner gesetzt, die neuen Ziele und das Alte halt aufgeschrieben, sprich alles halt festgehalten: „Was ist passiert in dem letzten halben Jahr? Was hat sich verbessert, was hat sich verschlechtert? Was sind die neuen Ziele?“ Und das wurd dann halt ausgedruckt und von allen unterschrieben. Ich glaube, ab dem vierzehnten Lebensjahr durfte ich dann auch mit unterschreiben.*

## **Im Kontakt mit dem Pflegekinderdienst können Probleme besprochen werden.**

Robert beschreibt in seinem Interview eine weitere wichtige Ressource, die der Pflegekinderdienst eröffnen kann: die Möglichkeit, Konflikte oder Probleme in einem geschützten Raum mit der Unterstützung einer „neutralen Person“ ansprechen zu können. So berichtet Robert, wie er die Möglichkeit hatte, im Kontext der Beratung durch den Pflegekinderdienst, seiner Pflegemutter sein delinquentes Verhalten zu eröffnen:



*Das war so, da waren wir auch oft bei Frau Zimmermann, Jugendamt. Das war auch immer so, mal waren wir da, war alles schön und gut und mal waren wir da, dann wurd alles ausgepackt und erzählt. Es*

*war bei mir immer so, dass ich da so die Wahrheit auspacken konnte. Weil da einfach noch so eine neutrale Person vielleicht dabei war. Und klar, wenn man nach Hause gekommen ist, dass das dann natürlich Ärger gab. Aber da konnte man das sagen und ohne dass meine Pflegemutter direkt dann ausflüpt oder so Reaktionen halt kommen. Und wo man vielleicht auch noch so ein bisschen den Schutz hatte. Wo dann Frau Zimmermann natürlich gesagt hat „Vorgeschichte“ so halt, ein bisschen diplomatischer das angegangen ist. Und das war dann immer so auch für mich so eine Befreiung, konnte ich alles erzählen.*

Weiter heißt es in dem Interview:



*Und dann natürlich auch: „Okay, wie können wir das ändern?“ Und dann hab ich immer auch das Gefühl gehabt: „Okay, ich werde jetzt ernst genommen. Die Leute wollen meine Meinung hören.“*

## **Interesse am Pflegekind als Person**

Im Interview mit Marina zeigt sich, dass es für sie eine wichtige Ressource war, dass sie als Person von Interesse war. Hinzu kommt, dass sie es als sehr positiv bewertet, dass die Fachberaterin sich auf eine für sie passende Art und Weise für ihr Zuhause und ihren Alltag interessiert hat. Klar erkennbar ist in dem Zitat die Wertschätzung, die Marina erfahren hat und die für sie sehr bedeutsam ist<sup>4</sup>:



*Ja, und dann haben wir es dann halt jedes halbe Jahr wiederholt. Dann haben wir uns entweder im Jugendamt getroffen oder bei meinen Pflegeeltern, bei meiner leiblichen Mutter, das hat halt immer variiert. Kam halt immer so auf die Laune an, wie wir das machen wollten. Weil Stefanie halt auch öfters mal bei uns gewesen ist, sich mal die Situation angeguckt hat, meinem Zimmer und so. Weil sie halt auch wissen wollte, wie ich denn genau lebe. Also ich fand das schön. Halt nicht immer nur im Jugendamt rum sitzen, sondern dass sie halt auch mal privat zu einem kommen und sie war auch bei mir auf Geburtstagen mit dabei, weil ich sie eingeladen habe. Und habe auch jedes Jahr eine Karte oder ein Buch oder irgendwas von ihr bekommen, wo ich mich dann auch wirklich drüber gefreut hab, weil sie sich halt wirklich für mich eingesetzt hat und immer gesagt hat: „Es ist egal, was ist. Auch, wenn das gar nichts mit der Pflegefamilie zu tun hat, komm vorbei, rede mit mir, wir machen das schon.“ Weil, Sie wissen selber, man kann nicht über alles mit den Eltern reden.*

4 Vgl. hierzu auch Kapitel 8 Beendigung und Nachbetreuung



Wenn wir also die Interviewsequenzen zur Zusammenarbeit zwischen Pflegekind und Pflegekinderdienst betrachten, zeigen sich an positiven Merkmalen, die es durch professionelle Arbeit möglichst zu gewährleisten gilt:

- Es besteht Kontinuität in der Zuständigkeit.
- Der Fachberater ist als authentischer Mensch für das Pflegekind erkennbar, zeigt Empathie und Mitgefühl.
- Der Fachberater ist durchgängig ein vertrauensvoller Begleiter des Pflegekindes.
- Der Fachberater weiß um die Biografie des Pflegekindes und kann ihm so in besonderer Weise Verständnis und Wertschätzung entgegen bringen.
- Der Fachberater beantwortet dem Pflegekind Fragen über die eigene Herkunft.
- Der Fachberater kann Unterstützung anbieten um Probleme mit den Pflegeeltern besprechen zu können, er fungiert als neutraler Unterstützer und Mediator.
- Das Pflegekind erlebt ein Interesse an der eigenen Person und dem eigenen Alltag seitens des Fachberaters, auch durch gemeinsame Aktivitäten.
- Es gibt die Möglichkeit zu Einzelkontakten – sowohl für das Pflegekind als auch für die Pflegeeltern.
- Das Pflegekind ist altersentsprechend am Hilfeplanprozess beteiligt und partizipiert an Entscheidungen. Es erlebt sich als zentrale Person in diesem Kontext.
- Das Hilfeplanverfahren ist transparent und für das Pflegekind verständlich gestaltet.

An Belastungen, denen ein kompetenter Pflegekinderdienst begegnen muss zeigen sich:

- Ein häufiger Wechsel der zuständigen Fachkraft und damit verbundener Verlust einer vertrauten Person sowie die Notwendigkeit, die eigene Geschichte immer wieder zu erzählen und sich einer neuen Person zu öffnen.
- Die Zuständigkeit und Funktion des Fachberaters, aber auch der weiteren professionellen Fachkräfte bleiben unklar.
- Der Pflegekinderdienst wird als „Verbündeter“ der Herkunftsfamilie wahrgenommen.
- Die Hilfeplansituation wird als Kind nicht verständlich erlebt, die Gespräche werden nicht kindgerecht gestaltet.

- Die Gestaltung des Hilfeplangesprächs wird nicht altersgemäß angepasst und verläuft über Jahre gleich.
- Es besteht keine Möglichkeit der Partizipation am Hilfeplan und an der Hilfeplangestaltung.
- In der konkreten Begegnung mit dem Fachberater besteht keine Möglichkeit Konflikte in der Pflegefamilie anzusprechen, weil immer auch eine Pflegeperson anwesend ist.
- Der Fachberater wird vom Pflegekind nicht als möglicher Ansprechpartner gesehen. Er wird nur als Ansprechpartner der Pflegeeltern wahrgenommen.
- Der Kontakt zum Pflegekinderdienst unterbricht den vom Pflegekind gewohnten familiären Alltag und stört die vom Pflegekind gewünschte familiäre Normalität.
- Die gesamte Pflegefamilie ist vor Hilfeplangesprächen in Aufregung.



### Die Umsetzung in der professionellen Arbeit – Haltungen und Qualitätsstandards

Die Zusammenarbeit mit dem Pflegekinderdienst wird sowohl in den verschiedenen Phasen des Pflegeverhältnisses als auch in den verschiedenen Lebensphasen des Pflegekindes unterschiedlich wahrgenommen. Der Fachberater muss diesbezüglich eine angemessene Sensibilität entwickeln und die sich stetig verändernden Situationen und Bedürfnisse entsprechend berücksichtigen.

Die Präsenz der öffentlichen Jugendhilfe muss im Umgang mit der jeweiligen Pflegefamilie und dem jeweiligen Pflegekind den Bedarf des Kindes und gleichzeitig die Privatheit der Pflegefamilie berücksichtigen. Situationen, die das Pflegekind aktuell verunsichern, beunruhigen und irritieren könnten, sollten an einem neutralen Ort stattfinden. Solche Situationen können zum Beispiel schwierige Besuchskontakte, ein Wechsel verantwortlicher Professioneller, Perspektivunklarheit oder ein Dissens zwischen Professionen sein. Beruhigendes und Stabilisierendes kann durchaus im familiären Umfeld des Pflegekindes (Schutzraum des Kindes) erfolgen. Hierbei muss die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Settings (Hilfeplangespräch, Beratungssituation) für das Pflegekind verstehbar sein. Der Fachberater muss mit den unterschiedlichen Aufgaben – sowohl Ansprechpartner der Herkunftsfamilie,



der Pflegeeltern, als auch für das Pflegekind zu sein – umgehen können. Diese Aufgaben sind für die Beteiligten eindeutig und klar zu gestalten.

Verschiedene Interessen und Erwartungen, aber auch mögliche Befürchtungen der verschiedenen Beteiligten können immer wieder zu Spannungen führen. Der Fachberater muss in diesem Zusammenhang den beteiligten Personen von Beginn an seine unterschiedlichen Rollen, die sowohl Beratung und Begleitung als auch Kontrolle umfassen, erklären und so Transparenz herstellen.

## Konkrete Ziele und die Umsetzung in Qualitätsstandards



Wie ausführlich dargestellt, ist es für die Pflegekinder eine überaus wichtige Ressource, wenn es Beständigkeit in der Zuständigkeit gibt. Kontinuität in der Person des Fachberaters und anderer beteiligter Fachkräfte muss gewährleistet sein. Das bedeutet in der Konsequenz:

- Formale, strukturelle und personelle Rahmenbedingungen müssen das Ziel der Kontinuität gewährleisten. Im Zusammenwirken der Fachkräfte ist durch Perspektivklärung Planungssicherheit im Hilfeprozess herzustellen.
- Erforderliche Betreuungswechsel sind angemessen zu gestalten. Dazu bedarf es einer Begründung für den Wechsel sowie der Verabschiedung des alten Fachberaters und der Vorstellung des neuen Fachberaters. In Einzelfällen sind Kontakte allmählich auszublenden. Die neue Fachkraft muss sich mit der Familienkonstellation vertraut machen und einschätzen, wie ein guter Einstieg gelingen kann. Eine sorgfältige Auswahl des Zeitpunkts ist erforderlich. Zentrale Punkte zur Gestaltung des Übergangs sind:
  - Ankündigung des Wechsels in der Pflegefamilie gemeinsames Gespräch der beiden Fachberater ohne Familie
  - Termin zu zweit in der Pflegefamilie
  - Abschiedsbesuch des alten Fachberaters in der Familie, optional zusätzliches Einzelgespräch mit dem Pflegekind.



Die Aufgaben der unterschiedlichen beteiligten Fachkräfte (hier vor allem Vormund und Fachberater) müssen klar benannt und erkennbar sein.

- Der Fachberater muss transparent machen, was und wie er arbeitet. „Was mache ich hier?“ und „Warum mache ich das?“ Dieses Vorgehen muss im Verlauf des Pflegeverhältnisses immer wieder erfolgen.
- Im Rahmen der Kooperation verschiedener Fachdienste müssen die unterschiedlichen Aufgaben klar definiert werden. Die Kontaktperson für das Pflegekind und die Pflegefamilie sollte der Fachberater sein. Hoch arbeitsteilig organisierte Systeme mit vielen Bezugspersonen sind ungünstig.



Die Situation der Hilfeplanung sollte altersentsprechend gestaltet werden und kein Erwachsenenkonstrukt sein. Die Pflegekinder sind zu beteiligen. Hierfür gilt es zu berücksichtigen:

- Die Partizipation des Pflegekindes am Hilfeplanverfahren muss an dessen emotionaler und kognitiver Entwicklung orientiert sein und im Verlauf modifiziert werden. Die Einschätzung zur Art und Weise der Beteiligung des Kindes nimmt der Fachberater vor.
- Die Ausgestaltung des Hilfeplangesprächs sollte am Kind orientiert sein. Eine hohe Transparenz, wie der Hilfeplan entsteht und was das Ziel ist, macht das Instrument für das Pflegekind besser verstehbar.
- Das Arrangement des Hilfeplangesprächs kann dennoch eine mögliche Krisensituation sowohl für die Pflegekinder als auch für die Pflege- und Herkunftseltern sein. Der Fachberater sollte dies in einer Nachbesprechung berücksichtigen.



Der Fachberater sollte zwischen Pflegeeltern und Pflegekind vermitteln um mögliche Probleme und kritische Themen besprechen zu können. Hierzu ist erforderlich:

- Der Fachberater muss Pflegeeltern umfassend beraten und über alle Themen informieren, die für das Pflegekind relevant sein können. Er muss besondere Verhaltensweisen des Kindes erklären und „übersetzen“ und Handlungsstrategien mit den Pflegeeltern entwickeln. Er ist Experte für „die innere Welt des Pflegekindes“. Er kann Beschreibungen und Bilder anbieten, die die Pflegeeltern in die Lage versetzen, den Pflegekindern relevante Inhalte und Aspekte altersgerecht zu vermitteln.
- Es sollte Beratungssettings für Pflegekind und Pflegeeltern (jeweils allein) geben und so ein geschützter Rahmen für einen Austausch mit dem Fachberater geschaffen werden. Auf diese Weise kann dem Pflegekind die Möglichkeit gegeben werden, Probleme in der Pflegefamilie anzusprechen.
- In seiner Präsenz in der Pflegefamilie muss der Fachberater ein Gespür dafür entwickeln, welches Betreuungs- und Beratungssetting angezeigt ist. Ziel ist, dass Bedürfnisse und Wünsche/Erwartungen der Beteiligten thematisiert werden können.



Der Fachberater sollte eine persönliche Beziehung zum Kind aufbauen, die nach allen Seiten transparent ist und so die Chance nutzen, zur Vertrauensperson des Pflegekindes zu werden.

- Zum Beziehungsaufbau und für die Entwicklung einer tragfähigen Beziehung sind eine Würdigung der Lebenssituation und eine wertschätzende Haltung grundlegend. Dies eröffnet dem Fachberater auch die Möglichkeit der Einflussnahme auf das Pflegekind. Besondere Settings, wie beispielsweise ein Ortswechsel für das Treffen, gemeinsame Aktivitäten oder Aufmerksamkeiten, können hier verstärkend wirken.
- Der Fachberater sollte Kontakte zum Pflegekind ohne weitere Beteiligte durchführen. So kann sich das Pflegekind ihm anvertrauen und Bedürfnisse äußern. Er muss regelmäßig „Vier-Augen-Situationen“ auch ohne aktuelle Krisen planen. Er sollte nicht nur Wahrnehmungen und Informationen der Pflegeeltern berücksichtigen.
- Das Gespräch mit dem Pflegekind unter vier Augen ist zudem bei der Wahrnehmung des Wächteramtes ein Strukturmerkmal der Pflegekinderhilfe und kann den Pflegeeltern auch so verdeutlicht werden.
- Die Betreuungsintensität ist dem Einzelfall und dem Entwicklungsverlauf entsprechend zu gestalten. Sie sollte als flexible Ressource vom Fachberater gehandhabt werden können, d.h., dass im Einzelfall eine hohe Betreuungsintensität angezeigt sein kann. Durch die Nutzung dieser Ressource besteht die Chance, dass der Fachberater zum Begleiter des Pflegekindes wird, der vor allem in schwierigen Zeiten bedeutsam ist.



## 11 Zusammenfassung der Ergebnisse

Im vorliegenden Bericht wurde ausführlich dargestellt, dass das Erleben der Pflegekinder und die Themen, die sich aus den biografischen Interviews ableiten lassen, äußerst vielfältig sind. Gleichwohl lassen sich zentrale Belastungen und Ressourcen herausfiltern, die das Aufwachsen von Pflegekindern erschweren bzw. erleichtern können. Basierend darauf können wir Antworten auf die Fragen formulieren, was ein leistungsfähiger Pflegekinderdienst dazu beitragen kann, um Belastungen abzumildern und Ressourcen zu eröffnen.

Die Zusammenfassung der Ergebnisse soll nun kein Versuch sein, alle diese Punkte und somit die Ergebnisse noch einmal gekürzt vorzustellen, dies würde dem Bericht und dem Projekt nicht gerecht werden. Vielmehr sollen die Ergebnisse genutzt werden, um einen gesonderten Blick auf das breite Feld der Funktionen und Aufgaben des Fachberaters zu werfen. Wir betrachten dies anhand von drei Adressatengruppen eines Pflegekinderdienstes und tragen so die konkreten Qualitätsmerkmale zusammen, die sich herausgestellt haben:

1. für die Zusammenarbeit zwischen Fachberater, Pflegefamilie und Herkunftsfamilie,
2. für die Zusammenarbeit des Fachberaters mit dem Pflegekind und
3. für die Kooperation des Pflegekinderdienstes mit anderen Adressaten, also vor allem anderen Akteuren Sozialer Dienste.

Bei dieser Form der Zusammenfassung soll es insbesondere darum gehen, die Chancen und Möglichkeiten aufzuzeigen, die sich dem Fachberater in der Kooperation mit dem Pflegekind und mit den weiteren Akteuren bieten. Dabei wird herausgestellt, wie weitreichend eine positive Einflussnahme sowohl für das Pflegeverhältnis insgesamt, als auch für das jeweilige Pflegekind sein kann.

### 1. Die Kooperation mit der Pflege- und der Herkunftsfamilie

Der Fachberater kann in der Betreuung der gesamten Pflegefamilie, aber auch in der Betreuung der Herkunftsfamilie ein entscheidender Faktor sein, um Problemen zu begegnen und mögliche Belastungen abzuschwächen oder sogar gänzlich zu vermeiden. Hierzu kann er in der Kooperation mit den Beteiligten

verschiedene Funktionen übernehmen und Aufgaben erfüllen. Diese sollen im Folgenden kurz skizziert werden.

*Der Fachberater als Person mit vorausschauendem Blick für relevante Themen.* Wie in mehreren Kapiteln deutlich geworden ist, kommt dem Fachberater eine besondere Rolle in der Vermittlung wichtiger Themen zu. So ist es seine Aufgabe, Themen, die im Verlauf eines Pflegeverhältnisses relevant werden können, im Blick zu haben und allen Beteiligten immer wieder die Möglichkeit zu geben, über diese zu sprechen. Zu diesen Themen gehören beispielsweise Fragen des Pflegekindes nach der eigenen Herkunft oder mögliche Unsicherheiten über den weiteren Verlauf und die Verlässlichkeit des Pflegeverhältnisses. Pflegeeltern von Beginn an mit Themen vertraut zu machen, die bedeutsam werden können – etwa das Thema leibliche Geschwister – kann mögliche Belastungs- und Konfliktfelder bereits frühzeitig abmildern. Gelingt es dem Fachberater, Gesprächsarrangements zu installieren, in denen alle Beteiligten die Chance haben, auch über schwierige Themen zu sprechen, ist eine wichtige Aufgabe erfüllt. Eng mit dieser Aufgabe hängen weitere Funktionen zusammen, die der Fachberater einnehmen kann, um der Pflegefamilie den Umgang mit Belastungen zu erleichtern. Hierzu gehören:

*Der Fachberater als Experte für die innere Welt des Pflegekindes.* Der Fachberater sollte nicht nur „pflegekinderspezifische“ Themen im Blick behalten und zugänglich machen, sondern auch besondere Verhaltensweisen des Kindes erklären und „übersetzen“ können. Basierend darauf kann er mit den Pflegeeltern Handlungsstrategien entwickeln, um sie in die Lage zu versetzen, den Pflegekindern die richtigen Entwicklungsimpulse zu geben.

*Der Fachberater als Person mit offenem Ohr und als Unterstützer.* Dass im Kontext eines Pflegeverhältnisses Situationen entstehen, die für die Beteiligten äußerst schwierig und belastend sein können, ist unausweichlich. Schafft der Fachberater es hier, die Rolle eines Unterstützers einzunehmen, kann er für die Pflegefamilie eine wichtige Ressource werden. Hierzu gehört beispielsweise der Aspekt, den wir als Trennung von Handlung und Person beschrieben haben. Der Fachberater sollte die Pflegeeltern dabei unterstützen, eine wertschätzende Haltung gegenüber der



Herkunftsfamilie zu entwickeln und eine für das Kind unmissverständliche Ablehnung gegenüber Verfehlungen und groben Verstößen in der Herkunftsfamilie zu verbalisieren. Um mit dieser schwierigen Aufgabe zu rechtzukommen, muss den Pflegeeltern die Möglichkeit gegeben werden, im Vier-Augen-Kontakt über ihre Sorgen bezüglich des Themas sprechen zu können. In der Konstellation zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie können vielfältige Belastungen auftauchen. Auch hier ist es der Fachberater, der zentrale Funktionen im Umgang mit diesen einnehmen kann.

*Der Fachberater als Vermittler und Koordinator.* Dass das Thema der eigenen Herkunft im Leben eines Pflegekindes an unterschiedlichen Stellen und in unterschiedlicher Ausprägung bedeutsam ist, wurde ausführlich dargestellt. Ist hier eine Zusammenarbeit zwischen der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie möglich, wird der Umgang mit dem Themenkomplex deutlich erleichtert. Es wurde herausgearbeitet, dass es gerade die Erlaubnis zum Kontakt mit der Herkunftsfamilie, aber auch zum Leben in der Pflegefamilie ist, die sich hier als besonders hilfreich erweist. Die Pflegeeltern sollten dem Pflegekind klar signalisieren, dass es seine leiblichen Eltern sprechen, treffen und gern haben darf. Aber auch die Erlaubnis der leiblichen Familie oder einer anderen abgebenden Stelle für ein Leben in der Pflegefamilie ist bedeutsam. Dem Fachberater fällt hier die Aufgabe zu, zu vermitteln und für eben diese Einwilligungen zu werben. Damit die beteiligten Personen diese schwierige Aufgabe erfüllen können, dürfen sie nicht alleine gelassen werden, sondern müssen vom Fachberater unterstützt und beraten werden.

Auch bei Besuchskontakten kann der Fachberater eine wichtige Rolle als Koordinator und Vermittler zwischen den Beteiligten übernehmen. Er bereitet die unterschiedlichen Teilnehmer nicht nur vor, sondern übernimmt auch in der konkreten Situation eine aktive Rolle, etwa durch Gestaltung des Treffens oder das Einführen klarer Rahmenbedingungen. So wird die Situation für alle Personen weitestgehend planbar. Der Fachberater kann hier also erneut eine wichtige Quelle der Entlastung darstellen.

### **2. Die Kooperation mit dem Pflegekind**

Die Perspektive des Interviewmaterials macht es möglich, zentrale Aussagen über die Zusammenarbeit des Fachberaters mit dem einzelnen Pflegekind zu treffen. Hier lassen sich zum einen Ergebnisse für die ganz konkrete „praktische“ Kooperation festhalten. Zum

anderen ist festzustellen, dass sich eine große Chance für eine gelungene Zusammenarbeit zwischen Pflegekind und Fachberater bietet, wenn es dem Fachberater gelingt, eine tragfähige Beziehung zum Pflegekind aufzubauen und so zu einer wichtigen Vertrauensperson zu werden. Im Einzelnen lassen sich diese Aspekte anhand der unterschiedlichen Funktionen des Fachberaters wie folgt ausdifferenzieren:

*Der Fachberater als Informationsquelle.* Im Kontext unterschiedlicher Themenfelder zeigt sich, dass es eine zentrale Ressource ist, wenn der Fachberater dem Pflegekind Informationen zugänglich machen kann. Hierzu gehören zum einen konkrete Informationen über die eigene Herkunft. So ist es beispielsweise bedeutsam, Informationen über die andernorts untergebrachten leiblichen Geschwister zu bekommen. Die Option, über die aktuelle Situation der Herkunftsfamilie informiert zu sein, auch ohne Kontakt haben zu müssen, ist eine Entlastung, die dem Pflegekind zugänglich gemacht werden kann. Ist der Fachberater hier als Quelle von Informationen „nutzbar“, kann er eine wichtige Funktion für das Pflegekind einnehmen. Ebenfalls bedeutsam sind Informationen über angrenzende Themen wie beispielsweise psychische oder physische Erkrankungen in der Herkunftsfamilie. Fungiert der Fachberater hier als Zugang zu Informationen und hilft, diese zu verstehen und einzuordnen, kann er für das Pflegekind eine wichtige Ressource sein. An diesem Punkt agiert *der Fachberater als Erklärer*. Er kann dem Pflegekind unterschiedliche Bereiche seiner aktuellen Lebenssituation altersgerecht verdeutlichen und ihm so helfen, diese einzuordnen. Eng verbunden mit der Vermittlung von Informationen ist auch die Funktion des *Fachberaters als Bewahrer von Informationen*. Gerade für Pflegekinder, die bei der Vermittlung in die Fremdunterbringung noch sehr jung waren, ist es bedeutsam, dass Informationen über die vorherigen Lebensorte und die zugehörigen Personen gesichert werden. Diese können ihnen zu einem späteren Zeitpunkt zugänglich gemacht werden. Der Fachberater kann diese Funktion übernehmen oder einen anderen Bewahrer aktivieren. Zentral ist die Sicherung solcher Informationen, die durch den Fachberater koordiniert werden sollte. Die konkrete Zusammenarbeit zwischen dem einzelnen Pflegekind und dem Fachberater umfasst noch weitere Funktionen. So wird anhand vieler Interviews deutlich, wie bedeutsam es ist, dass *der Fachberater auch als Ansprechpartner nur für das Pflegekind* agieren kann und Situationen geschaffen werden, in denen beide die Möglichkeit zu einem Vier-



Augen-Gespräch haben. Durch dieses Arrangement haben die Pflegekinder die Möglichkeit, beispielsweise Probleme innerhalb der Pflegefamilie in einem geschützten Rahmen zu thematisieren. Der Fachberater kann hier als „neutrale Person“ agieren, die nicht in die Problemsituation involviert ist und so den Rahmen schaffen, um konkrete Probleme oder schwierige Themen besprechen zu können. Nicht nur in der Kooperation mit der gesamten Pflegefamilie, auch für das jeweilige Pflegekind ist es bedeutsam, den *Fachberater als konkreten Unterstützer* zu wissen und ganz praktische Hilfe zu bekommen. Ist der Fachberater beispielsweise bei der konkreten Wiederaufnahme des Kontakts zur Herkunftsfamilie behilflich, bietet Unterstützung bei der Anbahnung eines Treffens oder der Suche nach einem geeigneten Ort für ein Treffen, kann er die Situation des Pflegekindes dadurch entlasten. Nicht zuletzt ist die Funktion der *Fachberater als Garant für Partizipation* bedeutsam. Gelingt es, das Pflegekind altersentsprechend beispielsweise am Hilfeplanprozess zu beteiligen, an Entscheidungen teilhaben zu lassen und dafür Sorge zu tragen, dass es sich als zentrale Person in diesem Kontext erlebt, ist ein weiterer Faktor für eine gelingende Zusammenarbeit gesichert.

Neben den dargestellten Aspekten konnte anhand des Interviewmaterials auch die Bedeutung der Beziehung zwischen Fachberater und Pflegekind herausgearbeitet werden. In diesem Kontext kommen dem Fachberater weitere wichtige Funktionen zu. Unter dem Stichwort der Fachberater als Begleiter lassen sich zentrale Erkenntnisse subsumieren. So ist es ein wesentliches Kriterium für die gelingende Zusammenarbeit, wenn der Fachberater als authentische Person – und nicht nur als Vertreter eines Amtes – wahrgenommen wird. Hier sind vor allem das Erleben von Mitgefühl und Wertschätzung sowie der Eindruck, ernst genommen zu werden, als entscheidende Punkte zu nennen. Das Gefühl des Pflegekindes, dass ein tatsächliches Interesse an der eigenen Person und dem eigenen Alltag besteht, wirkt sich zudem förderlich auf die Beziehung aus. Gelingt es dem Fachberater, einen vertrauensvollen und altersentsprechenden Umgang mit dem Pflegekind zu haben, kann seine Funktion als Begleiter zusätzlich an Bedeutung gewinnen.

Als wichtig für eine gelingende Zusammenarbeit hat sich nicht zuletzt die Funktion des *Fachberaters als „Kenner der individuellen Lebensgeschichte“* herausgestellt. Dadurch, dass der Fachberater die Biografie des Pflegekindes detailliert kennt, kann er diese in an-

gemessener Art und Weise wertschätzen. Das Gefühl, eine Person – im Idealfall kontinuierlich die gleiche – an der Seite zu haben, die um die individuelle Situation weiß und Lebensleistungen in besonderer Weise würdigen kann, hat sich als bedeutsame Ressource gezeigt.

### 3. Die Kooperation mit anderen Adressaten

Zum Aspekt der Kooperation mit anderen Diensten lässt sich systematisch nur wenig sagen, da diese Perspektive durch Interviews mit Pflegekindern allein kaum zu erfassen ist.<sup>1</sup> Gleichwohl lassen sich einige Punkte aufgreifen, die diese Handlungsebene umfassen:

So ist ein zentraler Aspekt, dass *der Fachberater als Person, die den Überblick behält*, agiert. An verschiedenen Stellen in den Interviews wurde deutlich, dass Unklarheiten in den Zuständigkeiten und Funktionen der beteiligten Professionellen eine Belastungsquelle für die Pflegekinder selbst, aber auch für alle weiteren am Pflegeverhältnis beteiligten Personen sein kann. Hier ist es eine wichtige Aufgabe des Fachberaters, den Überblick zu behalten, um erklären zu können, wer innerhalb des Pflegeverhältnisses welche Funktionen übernimmt. Dieser Punkt gewinnt vor allen an Bedeutung, wenn weitere Institutionen involviert sind. Eng verbunden hiermit ist, dass *der Fachberater als Person, die für Klarheit sorgt*, tätig wird. Diese Aufgabe bezieht sich darauf, dass im Rahmen der Kooperation verschiedener Fachdienste die unterschiedlichen Aufgaben klar definiert werden müssen. Da sich ein hoch arbeitsteilig organisiertes System mit vielen Bezugspersonen als Belastung herauskristallisiert hat, sollte es als dringende Empfehlung gesehen werden, dass der Fachberater die Kontaktperson für das Pflegekind und die Pflegefamilie ist. Nicht zuletzt kommt dem Fachberater auch in der Kooperation mit Dritten – wie Schule oder Kindergarten – eine weitere wichtige Rolle zu. Hier sollte der *Fachberater als Vermittler* agieren. Hierzu gehört unter anderem eine Sensibilisierung Dritter für mögliche Konfliktfelder oder Schwierigkeiten des Pflegekindes oder auch der Pflegefamilie. Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass die Aufgaben und Funktionen des Fachberaters zwar sehr umfassend sind, sie aber gleichzeitig die große Chance bieten, eine wichtige Einflussgröße für das jeweilige Pflegekind und auch die weiteren zugehörigen Personen – Herkunftsfamilie und Pflegefamilie – zu werden.

---

1 Vgl. hierzu auch den Exkurs von Klaus Wolf in der Einleitung.



Durch die in diesem Bericht formulierten Handlungsempfehlungen kann es gelingen, dass auf Basis einer vertrauensvollen Beziehung durch den Fachberater Ressourcen zugänglich gemacht und Belastungen gemildert oder sogar vermieden werden.

### Anmerkungen zum Abschluss – Klaus Wolf

Das Ergebnis und der Ertrag der gemeinsamen Arbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier ambitionierten Pflegekinderdienste mit Judith Pierlings und Dirk Schäfer werden in dem Bericht schön deutlich. Ich möchte zum Abschluss einige grundlegende Aspekte skizzieren, die mir beim Lesen des Berichtes deutlich geworden sind und die ich der Leserin und dem Leser als eine spezielle Lesart vorschlagen möchte.

So wird das Gewebe von Bewältigungsprozessen der verschiedenen Menschen deutlich, die als Akteure in und um die Familien ihre jeweiligen Aufgaben lösen, Probleme bewältigen und auch Entwicklungsaufgaben meistern wollen. Im Mittelpunkt des hier gewählten Zugangs stehen – aus guten Gründen – die Pflegekinder. Die Probleme der anderen, insbesondere der Pflegeeltern, Eltern und anderer Familienmitglieder werden an vielen Stellen indirekt sichtbar. Es wird dabei auch deutlich, dass Belastungen der einen zu Problemen und Aufgaben für die anderen werden können. Je entspannter zum Beispiel die Erwachsenen mit der Besuchssituation zurechtkommen, desto besser für das Kind. Aus dieser Perspektive betrachtet relativieren sich die ansonsten oft als grundsätzlich betonten Interessengegensätze von Herkunftsfamilie- und Pflegefamilie: Auch die anderen haben ein Interesse daran, dass die einen ihre Probleme möglichst gut bewältigen können.

Hier wurden die Anforderungen an Fachberater eines professionellen Dienstes auf der Basis der Erfahrungen von Pflegekindern herausgearbeitet. Damit ist eine zentrale Perspektive zugänglich geworden. Ähnliche Untersuchungen sind auch für die Mitglieder der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie notwendig – und zwar sowohl zum Erleben der Erwachsenen als auch dem der (anderen) Kinder. Daraus werden sich weitere fachliche Standards ergeben.

Was bedeutet das Ergebnis aber für die Aufgaben und Probleme der Mitarbeiter professioneller Dienste? Sind für sie die Standards Ressourcen, die ihnen die Arbeit in einem hochkomplexen Feld erleichtern? Oder

sind sie eine Quelle zusätzlicher Aufgaben? Ich meine, sie sind beides zugleich. Sie können einerseits Orientierung vermitteln, liefern allgemeine Begründungen und legitimieren das Handeln. Dafür sind sie nützlich. Aber sie definieren auch Anforderungen, oft heißt es im Text „der Fachberater soll ...“ an anderen Stellen sogar „der Fachberater muss ...“. Das klingt nicht nur nach Anforderungen, das sind auch welche und sie definieren Maßstäbe, die man verfehlen oder erreichen kann, und begründen Erwartungen. Aus dieser Perspektive betrachtet können sie zusätzliche Aufgaben schaffen und den Stress weiter erhöhen. Das war nicht das Ziel, ist aber eine unvermeidbare Nebenwirkung.

Die Anforderungen zu betonen erscheint mir gerechtfertigt, weil gute Fachberater eine außerordentlich wichtige Ressource für die Pflegekinder sein können. Sowohl an den Zitaten, die gelungene als auch an denen, die misslungene Situationen schildern, wird das immer wieder sehr deutlich. Weil diese Ressourcen so wichtig sind, kommt es auf die Fachberater so sehr an und daher müssen die Anforderungen so hoch sein. Mit Makarenko könnte man die höchsten Anforderungen und den höchsten Respekt als die beiden Seiten der gleichen Medaille betrachten. Die von den Fachkräften (und nicht aus dem Elfenbeinturm) entwickelten Standards belegen die vielfältigen Handlungsoptionen – gerade auch in schwierigen Momenten – und die verschiedenen Chancen, ansonsten hoffnungslose Situationen zu vermeiden.

Hier wird auch ein weiteres Gewebe von Einflussfaktoren deutlich. Fachliche Standards können in pädagogischen Feldern nicht als lineare Handlungsvorschriften beschrieben werden, sondern sie stehen immer in Wechselwirkungen zu grundlegenden Haltungen. Sie strukturieren die Wahrnehmungsprozesse und können den professionellen Suchbewegungen einen Kompass geben, aber sie benötigen reflexive und selbstreflexive Elemente, müssen in der Lage bleiben, die besonderen Momente im Einzelfall zu berücksichtigen und komplexe Eindrücke immer wieder neu zu interpretieren. Einfache Handlungsvorschriften sind dafür nicht sinnvoll. Deswegen wurden an vielen Stellen auch die Haltungen beschrieben, manchmal als grundsätzliche Philosophie, oft als ein spezifisches Selbstverständnis und als eine Perspektive, aus der das Thema betrachtet werden soll. Solche Haltungen können nicht vorgeschrieben werden. Ich bin auch nicht sicher, ob sie durch ein Studium oder durch Fortbildungsveran-



staltungen grundsätzlich verändert werden können. Aber vielleicht können sie verstärkt werden, finden die günstigen Haltungen hier Rückendeckung und Unterstützung.

Diese Seite leistungsfähiger professioneller Dienste der Pflegekinderhilfe wird in dem Bericht ausgeführt: wünschenswerte Haltungen und Standards und ihre Begründungen. Damit ist eine notwendige, aber alleine auch nicht hinreichende Bedingung erfüllt. Denn die hier beschriebenen und begründeten Aufgaben setzen auch eine entsprechende personelle Ausstattung voraus. Zum Beispiel der Standard, dass die ersten Besuchskontakte begleitet sein müssen, erfordert unmittelbar, dass die zeitlichen Ressourcen dafür zur Verfügung stehen. Nur die richtigen Programme plus die personellen und organisatorischen Voraussetzungen zusammen ermöglichen die Erfüllung der Standards. Der hier begonnene Prozess der Definition von Standards kann und sollte Berechnungen innerhalb der Ämter auslösen, welche Personalausstattung dafür erforderlich ist. Wir haben uns an dem für eine leistungsfähige Pflegekinderhilfe Notwendigen orientiert. Daraus lassen sich die unverzichtbaren Ausstattungsstandards ableiten, das Aufgaben- und Verantwortungsprofil der Mitarbeiter bestimmen und schließlich auch Fragen der Eingruppierung der Fachkräfte beantworten. Von Seiten der Kommunen aus muss auch dieser Prozess begonnen werden, wenn ein leistungsfähiges System der Pflegekinderhilfe etabliert werden soll.

Die allgemeine, empirisch belegte Aussage „Wer die Pflegekinderhilfe billig haben will, bekommt es teuer“ kann auch hier angewendet werden. Die Betreuung in Pflegefamilien ist viel kostengünstiger als die organisierte Betreuung durch Fachkräfte in Institutionen. Damit sie auf Dauer gut gelingen kann, benötigen die Pflegekinder und ihre Familien gute Dienstleistungen durch eine leistungsfähige Organisation. Wenn die dafür notwendigen Mittel nicht zur Verfügung stehen, sinkt die Pflegeelternzufriedenheit, steigt die Abbruchquote und verschlechtern sich die Entwicklungsbedingungen der Kinder. Es brechen Pflegefamilien weg, die Zahl der in Institutionen betreuten Kinder nimmt zu und die Kosten steigen an. Was eine leistungsfähige Pflegekinderhilfe leisten kann und wie sie es leisten kann, ist herausgearbeitet worden. Die dafür notwendigen Voraussetzungen müssen die in der Organisation verantwortlichen Leitungen schaffen. Das zu tun, ist auch unter finanziellen Gesichtspunkten sinnvoll.

Eine weitere, generelle Konsequenz möchte ich noch ziehen. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Themen und Interviewpassagen die Erkenntnis, dass für eine wirkungsvolle Hilfe eine Vertrauensbeziehung des Kindes zu der Fachkraft unverzichtbar ist. Ihre Entwicklung erfordert – neben den Fähigkeiten der Fachkraft – auch Kontinuität in der Zuständigkeit und eine relativ hohe Intensität und Regelmäßigkeit im Kontakt. Das ist schon generell nicht einfach zu erreichen, arbeitsteilige Systeme verringern diese Chance aber zusätzlich und erheblich. Für die Kinder sind die Zuständigkeiten von Fachberater, Vormund und ASD schon kaum zu überschauen. Vertrauensvolle Beziehungen zu allen Akteuren sind kaum möglich. Wenn jetzt die Tätigkeit des Fachberaters noch in seine Funktionen zerlegt und unterschiedliche Menschen mit der Erfüllung der Funktionen beauftragt werden, sinkt die Leistungsfähigkeit rapide. Auch von Pflegeeltern haben wir die gleichen Befunde.<sup>2</sup> Es ist also vor der Aufspaltung von Zuständigkeiten zu warnen, wir benötigen für Pflegeeltern und Pflegekinder umfassend zuständige Dienste.

Die Diskussion um verbindliche Standards ist also eröffnet. Ein konkreter Vorschlag für Standards, die auf der empirischen Basis von sorgfältig ausgewerteten Interviews beruhen, liegt hiermit vor. Sie können nun diskutiert und verbreitet werden. Der nächste Schritt wäre dann eine Ausweitung der Standardentwicklung durch ähnliche Untersuchungen zu den Perspektiven von Herkunftsfamilien und Pflegefamilien. Die sollten wir bald starten. Die Forschungsgruppe der Universität Siegen ist dazu gerne bereit.

---

2 Vgl. Jespersen (2011); Schäfer (2011)



## 12 Literatur

- Arnstein, Sherry R. (1966): A ladder of citizen participation. In: Journal of the American Institute of Planner, Vol. 35, S. 216–224
- Blandow, Jürgen (2004): Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim und München
- Blandow, Jürgen (2008): „Anders als die anderen ...“. Die Großeltern- und Verwandtenpflege. Expertise für das Projekt „Pflegekinderhilfe in Deutschland“, durchgeführt vom Deutschen Jugendinstitut e.V., München (DJI) und vom Deutschen Institut für Jugend und Familie, Heidelberg (DIJuF). [http://www.dji.de/pkh/blandow\\_verwandtenpflege.pdf](http://www.dji.de/pkh/blandow_verwandtenpflege.pdf)
- Gassmann, Yvonne (2009): Pflegeeltern und ihre Pflegekinder: Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht. Münster
- Gehres, Walter; Hildenbrand, Bruno (2008): Identitätsbildung und Lebensverläufe bei Pflegekindern. Wiesbaden
- Gerling – Nörenberg, Thomas (o.J.): Kinder und Jugendliche in Verwandtenpflege – konzeptioneller Arbeitsansatz der Verwandtenpflege. Münster
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2009): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. 4. New Brunswick
- Glinka, Hans-Jürgen (2003): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim und München
- Gudat, Ulrich (1987): Systemische Sicht von Pflegeverhältnissen – Ersatz- oder Ergänzungsfamilie. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. Weinheim und München, S. 38-59
- Hansbauer, Peter; Hensen, Gregor; Müller, Katja; von Spiegel, Hiltrud (2009): Familiengruppenkonferenz. Eine Einführung. Weinheim und München
- Jespersen, Andy (2011): Belastungen und Ressourcen von Pflegeeltern. Analyse eines Pflegeeltern-Onlineforums. ZPE – Schriftenreihe Nr. 29. Siegen
- Keupp, Heiner u.a. (2008): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek
- Landschaftsverband Rheinland (2007): Was Sie schon immer wissen wollten. Basisdaten zum Pflegekinderwesen im Rheinland 2007. [http://www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente\\_94/hilfen\\_zur\\_erziehung\\_1/beratungsangebote\\_der\\_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/basisdatenpflegekinderwesen2007.pdf](http://www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente_94/hilfen_zur_erziehung_1/beratungsangebote_der_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/basisdatenpflegekinderwesen2007.pdf)
- Landschaftsverband Rheinland (2008): Königswinterer Erklärung. [http://www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/dokumentationen/dokumente\\_95/hilfen\\_zur\\_erziehung/20080826/koenigswinterererklaerung.pdf](http://www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/dokumentationen/dokumente_95/hilfen_zur_erziehung/20080826/koenigswinterererklaerung.pdf)
- Landschaftsverband Rheinland (2009): Rahmenkonzeption „Pflegekinderdienst“. <http://www.lvr.de/app/resources/rahmenkonzeptionpflegekinder230609.pdf>
- Marmann, Alfred (2006): Kleine Pädagogen. Eine Untersuchung über „leibliche Kinder“ in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Frankfurt
- Moore, Kristin Anderson; Vandivere, Sharon; Kinukawa; Akemi; Ling, Thomson (2003): Creating a Longitudinal Indicator: an Exploratory Analysis of Turbulence. In: Child Indicators Research, Vol. 2, Nr. 1, S. 5-32



Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe (2010) Eine Initiative der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und des Kompetenzzentrums Pflegekinder e.V. zur qualitativen Weiterentwicklung der Pflegekinderhilfe (2010). [www.kompetenzzentrum-pflegekinder.de/Neues\\_Manifest\\_Gesamt\\_11\\_03\\_2010.pdf](http://www.kompetenzzentrum-pflegekinder.de/Neues_Manifest_Gesamt_11_03_2010.pdf)

Pierlings, Judith (2010): Wie erreichen wir verbindliche Standards für das Pflegekinderwesen? In: Unsere Jugend, 62Jg., H.6, S.257-264

Portengen, Riet; van der Neut, Bart (1999): Assessing Family Strength – A Family Systems Approach. In: Greeff, Roger (ed.): Fostering Kinship, Ashgate. [deutsche Übersetzung von Blandow, Jürgen (2002)]. In: ISA Münster (Hrsg.): Expertengespräch Sozialraum und Pflegekinderarbeit. Münster, S. 21-36

Reimer, Daniela, (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen. Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. ZPE – Schriftenreihe Nr.19. Siegen

Reimer, Daniela; Wolf, Klaus (2009): Partizipation der Kinder als Qualitätskriterium der Pflegekinderhilfe. In: Jugendhilfe, H. 1, S. 60-70

Reimer, Daniela (2011): Pflegekinderstimme. Arbeitshilfe zur Qualifizierung von Pflegefamilien. Düsseldorf

Rothgang, Georg-Wilhelm (2009): Entwicklungspsychologie. Stuttgart

Sauer, Stefanie (2008): Die Zusammenarbeit von Pflegefamilien und Herkunftsfamilien in dauerhaften Pflegeverhältnissen. Widersprüche und Bewältigungsstrategien doppelter Elternschaft. Opladen und Farmington Hills

Schäfer, Dirk (2011): „Darum machen wir das ...“ Pflegeeltern von Kindern mit Behinderung. Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien. ZPE – Schriftenreihe Nr.28. Siegen

Schilling, Matthias; Fendrich, Sandra; Pothmann, Jens; Wilk, Agathe (2010): HzE Bericht 2010 (Datenbasis 2008). Gewährung und Inanspruchnahme von Hilfen zur Erziehung in Nordrhein-Westfalen. Münster und Köln. [http://www.lwl.org/lja-download/datei-download2/LJA/erzhilf/jugendhilfeplanung/jhp\\_material/1270025368\\_1/HzE\\_Bericht\\_2010\\_Endfassung.pdf](http://www.lwl.org/lja-download/datei-download2/LJA/erzhilf/jugendhilfeplanung/jhp_material/1270025368_1/HzE_Bericht_2010_Endfassung.pdf)

Schumann, Marianne (1987): Herkunftseltern und Pflegeeltern: Konfliktfelder und Brücken zur Verständigung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. Weinheim und München, S. 60-99

Siegener Erklärung zur Kontinuität in der Biografie von Pflegekindern (2008). [http://www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/siegener\\_erklaerung/?lang=de](http://www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/siegener_erklaerung/?lang=de)

Walper, Sabine; Thönnissen, Carolin; Wendt, Eva-Verena; Bergau, Bettina (2009): Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen. Ergebnisse aus entwicklungs- und familienpsychologischen Studien. Materialien des Sozialpädagogischen Instituts (SPI) der SOS Kinderdörfer Band 7. Herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorfes e.V München

Wolf, Klaus (2003): Sozialpädagogische Interventionen. In: Lauerermann, Karin; Knapp, Gerald (Hrsg.): Sozialpädagogik in Österreich: Perspektiven in Theorie und Praxis. Klagenfurt, S.92-105

Wolf, Klaus (2007): Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, Elke; Tegeler, Evelyn (Hrsg.): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrtsgeschichte im Spiegel der Genderforschung. Opladen und Farmington Hills, S.281-292

Wolf, Klaus (2008): Forschung zum guten Aufwachsen von Pflegekindern und Praxis. Was hat die Praxis von der erziehungswissenschaftlichen Forschung? In: SIEGEN:SOZIAL -- Analysen -- Berichte -- Kontroversen, Jahrgang 13, H. 1, S. 27-33



Wolf, Klaus (2010): Wird das Pflegekinderwesen zur Pflegekinderhilfe? In: Jugendhilfereport, H. 4, S. 14-17

Wölfel, Ingrid (2010): Zur Omnipräsenz des Jugendamtes in der Lebenswelt von Pflegekindern. In: Braches-Chyrek, Rita; Macke, Kathrin; Wölfel, Ingrid (Hrsg.): Kindheit in Pflegefamilien. Opladen und Farmington Hills, S. 23-37



## **Am Modellprojekt beteiligte Jugendämter**

- Jugendamt der Stadt Bornheim
- Jugendamt der Stadt Duisburg
- Jugendamt der Stadt Düsseldorf
- Jugendamt der Stadt Kamp-Lintfort